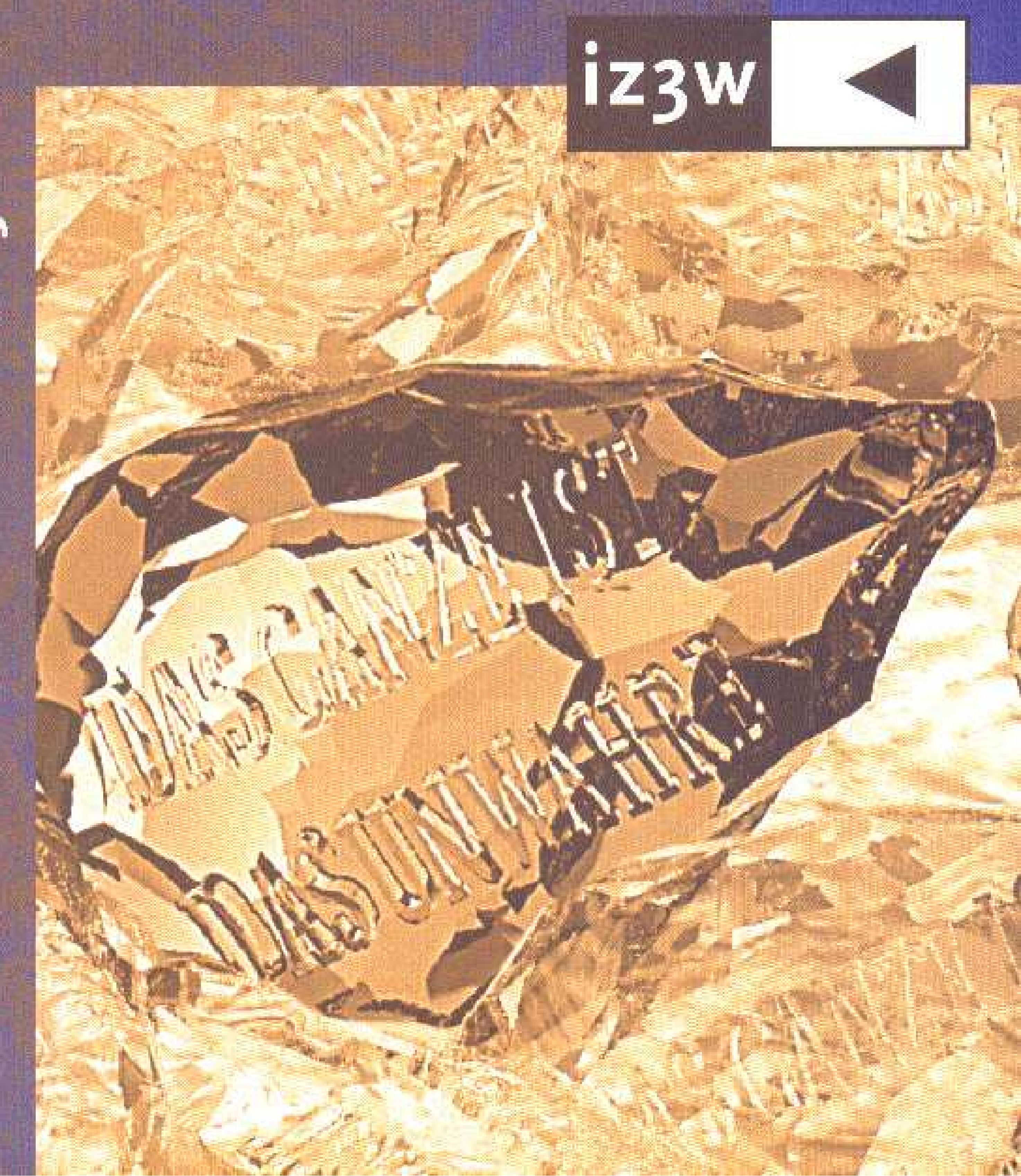
E 3477

Die Welt, die in Worte fällt
– Lesarten von Literatur –

Außerdem: Bevölkerungspolitik und Neorassismus ▶ Ägypten und Irak ▶ Israel und Palästina ▶ Kolonialismus in China ▶ Staat und Nazis ▶ Peru und ...

Januar 2001
Ausgabe № 250
Einzelheft
DM 8,–
Abonnement
DM 60,–

iz3w
▶ blätter des informationszentrums 3. welt



250

Feierlichkeiten

Aufmerksamen LeserInnen wird es nicht entgangen sein: Das vorliegende Heft ist die 250. Ausgabe der **iz3w**! Große Jubiläumsaufläufe haben wir aber nicht angesetzt. Zwar wären wir durchaus in Feierstimmung, doch halten wir's diesmal wie die notorischen Quertreiber, die auf der Karibikinsel Kuba das Sagen haben. Die haben sich beim letzten Jahreswechsel kategorisch den globalen Millenniumsfeiern verweigert. Genau verstanden haben wir die offizielle Begründung, dass das nächste Jahrtausend kalendarisch korrekt erst am 1.1.2001 beginne, zwar nie, aber vornehme Zurückhaltung, wenn alle anderen feiern, das hat Stil. Okay, okay..., wir wollen nicht verschweigen, dass 1998 anlässlich des 30.Geburtstags unseres Vereins Aktion Dritte Welt e.V., dem die Feierlichkeiten zum 25jährigen Bestehen der Zeitschrift nur kurz vorausgegangen waren, hie und da gemäkelt wurde, wir würden alle paar Jahre irgendwelche Jubiläen konstruieren, um groß auf die Pauke zu hauen.

Nein, das überlassen wir diesmal anderen. Zum Beispiel dem WDR-Hörfunk, der – wir erwähnten es schon – kürzlich folgendes Loblied auf uns sang: »Das **iz3w** hat vorzuzeigen, was sonst keine Organisation ihres bescheidenen finanziellen Zuschnitts je erreicht hat. Eine Zeitschrift im nunmehr 30. Jahrgang herauszubringen, deren Qualität über die Jahre im Spitzenfeld politischer Zeitschriften überhaupt platziert ist. Die monatliche *(hier irrt der Rezensent)* Herausgabe obliegt einer kleinen Redaktion und einem Dutzend ehrenamtlicher Mitarbeiter; vom weitgehend unentgeltlichen Arbeitseinsatz auch der zahlreichen Autoren profitiert das Publikum: das Jahresabonnement für 8 Ausgaben *(eigentlich weiß er's doch)* fällt erschwinglich aus. (...) Übersichtlichkeit im Layout, treffsicher eingesetztes Fotomaterial und die häufig originellen Überschriften wecken Neugier und schaffen einen ästhetischen Lesezugang zu den Artikeln.« Vielen Dank! Wir freuen uns über die Blumen, wollen aber nicht verschweigen, dass es natürlich auch andere Stimmen gibt. Ein Leser, der sein **iz3w**-Abonnement kündigte, begründete dies so: »Irgendwie davongekommen gehört ihr zum letzten Fähnlein der Aufrechten, die sich von Veränderungen der Realität, von Kritik, geschweige denn von Selbstkritik nicht anfechten lassen.«

Und da Weihnachten vor der Tür steht und damit unser alljährlicher Spendenaufruf (siehe unten), wollen wir noch eine erzürnte Kritik zitieren: »Apropos Glockenläuten: Weihnachten ist nicht vom Kapitalismus erfunden worden, um mit Konsumterror und Eiapopeia die Leute vom Leben zu entfremden und die Menschen in der Peripherie zu knechten. Ein wesentlicher Aspekt von Weihnachten ist der Mythos vom Sieg des Schwachen, Machtlosen über die todbringenden Mächte der Welt.« Nun ja, das ist doch grad das Problematische an Weihnachten, dass der Sieg der Machtlosen nur tränenseliger Mythos bleiben soll und eben nicht gesellschaftliche Realität – aber ließe sich letzteres Anliegen nicht vielleicht doch mit einem **iz3w**-Abo vereinbaren? Wäre ja auch ein schickes Geschenk, wenn einem sonst nichts einfällt.

Apropos Konsumterror: Neulich klagten entwicklungspolitische Fachjournalisten auf einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung darüber, dass der Markt der nord-süd-politischen Zeitschriften mit kostenlosen PR-Magazinen »verstopft« sei, deren Ziel weniger die unabhängige Information als das Eintreiben von Spenden ist. Nach den Ergebnissen einer jüngst vorgestellten Studie haben die gratis verteilten Blätter wie z.B. die *Zeitung* von Terre des Hommes oder die Zeitschrift *Kindernothilfe* allein in Deutschland eine Auflage von 1,6 Mio. Exemplaren, während die Fachzeitschriften nur 166.000 Stück im Jahr verkaufen (25.600 davon entfallen übrigens auf die **iz3w**).

Aber warum lamentieren? Die Unmengen von kostenlos verteilten Werbeprospekten und Umsonstblättchen halten uns doch auch nicht davon ab, hin und wieder ein Buch zu kaufen – und zu lesen. In diesem Sinne danken wir unseren AutorInnen und LeserInnen für ihre Unterstützung und wünschen allen ein gutes Jahr 2001.

die redaktion

PS.: Wo wir schon bei Geburtstagen sind: *Unser großer Vereinsvorsitzender hat sich freiwillig einem tiefen historischen Einschnitt namens Florian ausgesetzt. Der wird ihn nun seltener über den nationalen Tellerrand und häufiger tief ins Milchfläschchen schauen lassen. Wir wünschen Georg und Ute alles Gute und sind gespannt, wie antiautoritäre Erziehung im 3. Jahrtausend funktioniert.*

PPS.: Hier kommt er, der verkündete Spendenaufruf: *Damit wir eine im kommenden Jahr voraussichtlich bedeutend bedrohlicher als zuletzt ausfallende finanzielle Notlage überstehen können, ohne – wie zuletzt vor fünf (!) Jahren – den Preis von 60.- DM für ein Jahresabo erhöhen zu müssen, sind wir unbedingt auf Spenden angewiesen. Wer auf unser Konto 1482 39 755 bei der Postbank Karlsruhe (BLZ 660 100 75) mit dem Verwendungszweck »Spende für ADW e.V.« überweist und neben dem Namen auch die Adresse angibt, bekommt von uns eine Spendenbescheinigung, die Weihnachtsmann und Finanzämter anerkennen.*

Solidarität mit Israel und Palästina?

► In den Reaktionen deutscher Linker auf den Konflikt zwischen Israel und PalästinenserInnen kristallierten sich in den vergangenen Wochen zwei Positionen heraus: »Antideutsche« sehen durch den arabisch-palästinensischen Antisemitismus die Existenz des israelischen Staates bedroht, den es gerade vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte zu schützen gelte, da allein er Sicherheit für Juden gewähren kann. Für die andere, eher in der Tradition der Solidaritätsbewegung stehende Richtung, stellt die zunehmend auf militärische Mittel setzende israelische Politik in den besetzten Gebieten den Ausgangspunkt ihrer Parteinahme für die palästinensische Bevölkerung dar. Sie fordern den Rückzug Israels und setzen auf die Errichtung

Palästinenser sind keine Unmenschen

von **Christoph Seidler**

► Auf die Ereignisse der letzten Wochen und Monate im Nahen Osten hat ein Teil der deutschen Linken mit einer Position reagiert, die sich während des 2. Golfkriegs schon angedeutet hatte: Gefordert wird die »bedingungslose Verteidigung des Staates Israel und seiner nationalen Interessen«. Wenn ich richtig verstanden habe, so nährt sich diese Position aus der Wahrnehmung, mit den »sogenannten Palästinensern« stehe Israel das »derzeit wohl aggressivste antisemitische Kollektiv gegenüber«; Israels Existenz sei »heute gefährdeter denn je«. Eine solche Einschätzung des Konflikts läge auch – so heißt es – im Eigeninteresse einer deutschen Linken, denn »ein weiterer Massenmord an den Juden, eine Wiederholung von Auschwitz, würde alle Hoffnungen auf eine Emanzipation der menschlichen Gesellschaft von Kapital und Staat zunichte machen«. (Alle Zitate aus dem Artikel 'Kindermörder' von Horst Pankow in der *bahamas 33/2000*).

Insbesondere die letzte Aussage verdeutlicht, wie die Angst vor einer »Wiederholung von Auschwitz« auf die konkreten Ereignisse und die realen Auseinandersetzungen im Nahen Osten projiziert wird. Dabei lässt sich aus den Entwicklungen der letzten Wochen sicher alles mögliche ablesen – nur nicht eine tatsächliche Gefährdung der staatlichen Existenz Israels. Gefährdet ist allerdings der Friedensprozess zwischen Israel und Palästinensern, weil zum ersten Mal in den sich seit zehn Jahren dahinschleppenden Verhandlungen ein Punkt erreicht war, an dem die zuvor bewusst 'nach hinten' geschobenen Kernfragen für jede mögliche Einigung – die Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge, die endgültige Größe eines palästinensischen Staatsgebietes sowie die Jerusalemfrage – auf den Tisch kamen und sogleich zu Gewalt führten.

Der israelische Premier Barak hat im Juli diesen Jahres in Camp David die Vorstellungen seiner Regierung zu diesen Grundsatzfragen wie folgt zusammengefasst: Nein zur Rückkehr der Flüchtlinge, Nein zu einem palästinensischen Staat, Nein zu Jerusalem als einer geteilten Hauptstadt und Nein zu jeder weiteren Diskussion über diese Fragen. Auch wenn er dabei erstmals eine palästinensische Teilsouveränität über einige Stadtteile Ostjerusalems in Aussicht stellte, haben die darauf folgenden Ereignisse gezeigt, dass diese »Vorschläge« noch keinen für die palästinensische Seite akzeptablen Kompromiss darstellten.

Der Aufstand der Palästinenser entzündete sich wenige Wochen später an dem Besuch des israelischen Rechtsaußen Sharon auf dem Tempelberg in Jerusalem. Dieser Besuch war eben kein »«Rundgang, wie ihn täglich ungezählte Touristen machen« (Gremliza in *konkret 11/2000*), sondern eine bewusste Provokation mit einem direkt verständlichen Inhalt: Hier wurde der alleinige Besitzanspruch Israels über diesen Teil Jerusalems demonstriert. Da sich in der Frage um die Kontrolle Ostjerusalems die palästinensischen Hoffnungen auf staatliche Unabhängigkeit und nach einem Ende der israelischen Besatzung wie in einem Brennglas bündeln, kann es nicht verwundern, dass der palästinensische Aufstand gerade hier eskalierte.

Ein palästinensischer Staat würde die Existenz Israels nicht in Frage stellen

Dennoch nährt sich die Unzufriedenheit der palästinensischen Demonstranten nicht nur aus der israelischen Politik. Der Friedensprozess hat auch die eigene Gesellschaft verändert. War der eigene Staat über Jahrzehnte die Hauptforderung des Befreiungskampfes gewesen, so hat dieser mittlerweile ein Gesicht erhalten, das sich die wenigsten so vorgestellt haben: ein – seinerzeit von Israel eingeforderter – monströs aufgeblähter und korrupter Sicherheitsapparat ist die bisher einzige funktionierende staatliche Struktur; und die Prunkvillen der 'Friedensgewinnler' sind im Gazastreifen wie in der Westbank aus dem Boden geschossen, während sich die Lebensverhältnisse der großen Mehrheit der Bevölkerung in keiner Weise verbessert haben.

Allerdings stellt der gegenwärtige Aufstand nicht die soziale Frage in den Mittelpunkt. Vielmehr richten sich alle Hoffnungen zunächst auf ein Ende der Besatzung. Und vor deren Hintergrund fordern auch israelische Friedensgruppen schon lange mehr Flexibilität von ihrer Regierung. Dabei geht es – nach wie vor – um die Anerkennung eines palästinensischen Staates und um Jerusalem als Hauptstadt von beiden Staaten, sowohl Israel als auch Palästina. Eine solche Lösung wäre möglich. Zumindest ist sie notwendig, wenn es überhaupt jemals zu einem Frieden kommen soll.

In dieser Situation eine einseitige Solidarisierung mit Israel einzufordern und gleichzeitig die Palästinenser zu einem »sich im Vernichtungswahn gerierenden völkisch-islamistischen Judenhasserkollektiv« (*bahamas*) zu deklarieren, als gäbe es für diese keinerlei Veranlassung, sich ein Ende der Besatzung zu wünschen, ist wenig hilfreich. Erstens, weil der Unsinn, bei israelischen Hardlinern wie Sharon handele es sich um so etwas wie Touristen, Wasser ist auf die Mühlen der palästinensischen Hardliner (die wie z.B. die fundamentalistische und anti-semitische Hamas in der palästinensischen Gesellschaft nach wie vor minoritär sind), und weil jede einseitige Positionierung für die nationalistischen Ziele einer Seite in diesem Konflikt den alten Hass nur nährt, statt ihn abzubauen.

Zweitens macht die Projektion, im Nahen Osten drohe ein neues Auschwitz, die Palästinenser – mit eindeutig rassistischem Unterton – zu Unmenschen, nachdem sie bereits jahrelang von Israel ignoriert werden. Dabei hat alle Erfahrung gezeigt, dass es keine Lösung im Nahen Osten gibt, solange die Palästinenser nicht zu ihrem Staat kommen. Und ein palästinensischer Staat mit einer Hauptstadt Ostjerusalem würde die israelische Existenz mitnichten in Frage stellen. Dagegen würde eine solche pragmatische Auflösung des Konflikts endlich Raum geben für die hüben wie drüben schwelende innergesellschaftliche Kritik, würde den Blick weg von Staatsgebieten hin auf die gesellschaftliche Verfasstheit richten helfen. Nur auf diesem Gebiet kann den religiösen und nationalistischen Eiferern auf beiden Seiten wirkungsvoll entgegengetreten werden.

► **Christoph Seidler** lebte von 1987-1992 im Libanon und studiert heute Islamwissenschaften und Geschichte in Freiburg.

eines palästinensischen Staates. Die im folgenden vorgestellten Positionen scheinen sich politisch auszuschließen. Sie zeigen aber, dass es weder im Nahen Osten noch in der hiesigen Auseinandersetzung einfache Antworten gibt.



Mit dem Staat zuFrieden? Foto: R. Maro / version

Keine Stigmatisierung Israels

von **Thomas Käpernick**

▸ Mit dem Beginn der al-Aqsa-Intifada demonstrierten in Frankreich, Belgien, England, Deutschland und vielen anderen Ländern Menschen ihre Solidarität mit den PalästinenserInnen auf besondere Art: Sie warfen Steine und Brandsätze auf Synagogen, schändeten jüdische Friedhöfe, beschimpften, attackierten und verletzten Juden und Jüdinnen. Ziel dieser Angriffe war nicht der israelische Repressionsapparat. Vielmehr drückte sich in ihnen ein Antisemitismus aus, der zur Elimination all dessen, was er als jüdisch ansah, aufrief: »Bringt die Juden um!« lautete eine der Parolen.

Dessen weitgehend ungeachtet, machte sich die Öffentlichkeit hierzulande auf die Suche nach den Gründen des unerwarteten Gewaltausbruches in Nahost. Israel habe sich durch Siedlungspolitik und Unnachgiebigkeit die Suppe selbst eingebrockt. Ebenso wird für selbstverständlich gehalten, dass »die Palästinenser einen eigenen souveränen Staat mit wirtschaftlicher Entfaltungsmöglichkeit« (*pax christi*) brauchen, dass wer »einer Nation die Selbstbestimmung verweigert... auch dem Individuum die Zukunft vorenthält« (*junge welt*). Unisono wird die Zuordnung in Opfer und Täter vollzogen. So erklärt der *Dachverband Entwicklungspolitischer Aktionsgruppen in Baden-Württemberg*, dass es nur eine »Frage der Zeit (war), wann die Verzweiflung in Gewalt umschlägt.« Einwände etwa gegen den Opfer- und Märtyrerkult oder die Instrumentalisierung von Kindern auf palästinensischer Seite, die eine Solidarisierung fragwürdig machen, werden nicht mehr wahrgenommen.

Diese propalästinensische Position schmiegt sich auf der einen Seite an die in allerfriedlichster Absicht erfolgende Parteinahme der rot-grünen Außenpolitik an, die mal Logistik-Hilfe für die Intifada durch Ausfliegen verletzter Kämpfer leistet, mal darauf lauert, dass die USA ihr Engagement in der Region reduzieren. Die deutsche Außenpolitik hat sich vom Philosemitismus abgewendet, und seit dem Krieg gegen Jugoslawien gilt Auschwitz nicht mehr als Faktor, der Zurückhaltung gebietet. Wo die *FAZ* noch dezent die Chancen der Intervention auslotet (»Gestern geschah das in Bosnien, heute auch im Kosovo, morgen womöglich auf den Golan-Höhen oder im Golf«), da fallen Solidaritätsgruppen ganz undiplomatisch mit dem Auschwitzvergleich ins deutsche Haus: »Wir können und wollen nicht länger schweigen. Gerade auch aus unserer deutschen Verantwortung für die nationalsozialistischen Verbrechen an Millionen Juden glauben wir, die Politik Israels gegenüber dem palästinensischen Volk nicht weiterhin tolerieren zu dürfen.« (*Flüchtlingskinder im Libanon e.V.*).

Es ist fraglich, ob mit der Staatsgründung der Antisemitismus verstummen wird

Auf der anderen Seite fühlen sich Antizionisten wie Werner Pirker in der *jungen welt* ermutigt, ihren Projektionen freien Lauf zu lassen: »Mit alttestamentarischer Härte geht Israel gegen die palästinensische Rebellion in den besetzten Gebieten vor. Für ein Auge hundert Augen und für einen Zahn hundert Zähne, lautet die Rechnung... Israel wird seine Militäraktionen erst dann einstellen, wenn sich auf der Westbank und im Gazastreifen kein Araber mehr auf die Straße wagt... Kinder und Jugendliche wollen lieber sterben, als unter diesen menschenunwürdigen Bedingungen zu leben.« Und bei allen Unterschieden treffen sich die AntiimperialistInnen mit der deutschen Außenpolitik spätestens dann, wenn ein palästinensischer Nationalstaat als Ausweg gepriesen wird.

Es gehört zu den schmerzlichen Erfahrungen der Einwohnerschaft Israels, dass die Gewalt in diesem Konflikt nicht lediglich eine Form der Politik mit anderen Mitteln ist, sondern dass Selbstmordattentate, Anschläge auf Schulbusse und antisemitische Vernichtungsdrohungen auf Schlimmeres hindeuten. Arafat hat zwar offiziell das Existenzrecht des israelischen Staates anerkannt, aber dies wird in weiten Teilen der arabischen Welt nicht nachvollzogen. Die nationalistische Propaganda ist durchsetzt von Antisemitismen: »Kein Jude schreckt vor irgendeinem vorstellbaren Bösen zurück... Unser Volk muß sich in einem Schützengraben vereinigen... Wo immer ihr seid, tötet Juden und Amerikaner, weil sie Israel hier einpflanzten, wo das Herz der arabischen Welt schlägt, in Palästina. Wir werden kein einziges Samenkorn palästinensischen Bodens aufgeben.« So hetzte ein früherer Universitätsrektor in Gaza unwidersprochen über das palästinensische Fernsehen (zitiert nach *konkret* 12/00). Setzt man voraus, dass der kapitalistische Weltmarkt einem palästinensischen Staat miserable Zukunftsaussichten verheißt, dann ist fraglich, wieso mit erfolgter Staatsgründung dieser Antisemitismus verstummen sollte.

Aus der deutschen Geschichte sollte bekannt sein, dass Antisemitismus nicht auf realer Erfahrung mit Juden beruht. Die Hoffnung, durch neue Grenzpfähle, durch räumliche Trennung werde der Konflikt entschärft, ist somit naiv. Der Nationalismus markiert den »Fremden«, von dem der Antisemitismus säubern will. Und als »fremd« stigmatisiert ist im Nahen Osten nun mal Israel. Ein palästinensischer Nationalstaat wird in der Krise darauf bauen, dass sich die konformistische Rebellion nicht gegen ihn selbst, sondern gegen das Ersatzobjekt des für fremd und bedrohlich Gehaltenen und für die Krise verantwortlich Gemachten richtet. Dies zu verhindern, indem jede Stigmatisierung Israels denunziert wird, sollte die vorrangige Aufgabe der hiesigen Linken sein.

▸ **Thomas Käpernick** ist Redakteur bei Radio Dreyeckland in Freiburg.

Mubaraks Parteiengarten

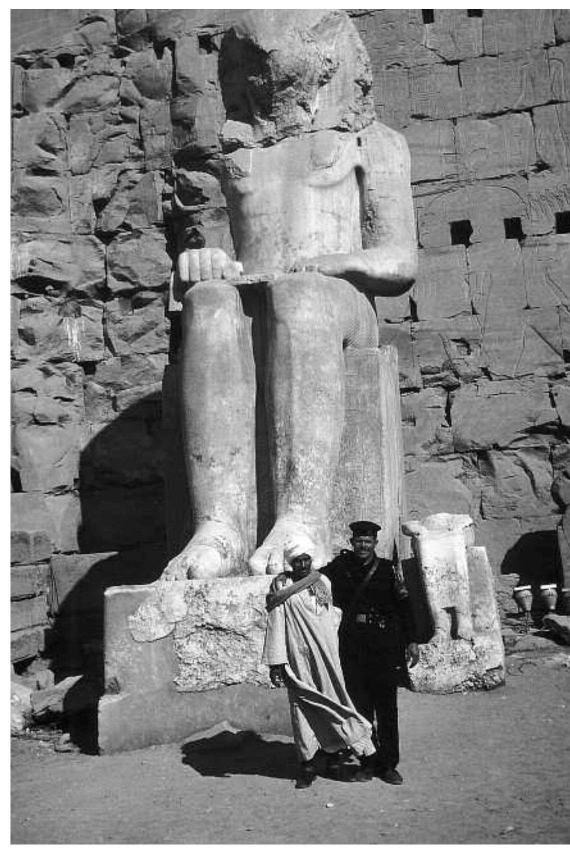
Demokratie und Parlamentswahlen in Ägypten

Parlamentswahlen haben in Ägypten eine lange Tradition. Ebenso traditionell ging aus ihnen die Staatspartei gerade wieder als klare Siegerin hervor. Dennoch wird in Ägypten und im Westen von einem Prozess der Demokratisierung der arabischen Staaten gesprochen. Diese Rhetorik dient vor allem der Machtsicherung.

von **Christoph Burgmer**

► Noch nie haben Wahlen in Ägypten zu einem Machtwechsel geführt. Auch die Parlamentswahlen im vergangenen Herbst nicht. Wieder ist alles beim alten geblieben: Die regierende Nationaldemokratische Partei (NDP) von Präsident Hosni Mubarak gewann 85 Prozent der Abgeordnetenmandate, die restlichen 54 Mandate gingen an die Opposition aus linken Parteien, Islamisten und liberaler Wafd-Partei. Zehn Abgeordnete werden noch durch den Präsidenten selbst ernannt. Wie seit 1977, als Sadat wieder Oppositionsparteien zuließ, verfügt also die Regierungspartei über eine komfortable Zweidrittelmehrheit, die es ihr erlaubt, in den kommenden fünf Jahren jedes Gesetz bis hin zur Verfassungsänderung durchzusetzen. Außerdem gilt immer noch der Ausnahmezustand, der Exekutive und Staatssicherheitskräften diktatorische Vollmachten verleiht. Dazu gehört die Verhaftung jeder Person ohne richterliche Anordnung sowie die Möglichkeit, Zivilisten vor Militärgerichte zu stellen. Erst im März 2000 wurde er durch das alte Parlament um weitere drei Jahre verlängert.

Dennoch bewerten ägyptische Wahlanalytiker wie der stellvertretende Direktor des auch im Westen renommierten Al-Ahram-Institutes für politische und strategische Studien, Mohamed El-Sayed Said, die Parlamentswahl als wichtigen Schritt in Richtung einer Demokratisierung der Präsidialdiktatur am Nil. Es sei, obwohl keine freie, doch die »fairste« Wahl seit 50 Jahren gewesen, die Muslimbrüderschaft habe sich mit dem politischen System arrangiert, was man an dem Einzug von 17 Abgeordneten ins Parlament erkennen könne. Und der Stimmenverlust der NDP zeige, dass die Bevölkerung mit der Politik der Regierungspartei nicht zufrieden sei und dringend politische und wirtschaftliche Reformen wünsche. Natürlich wäre etwa der Stimmenkauf durch das »große Geld« kritikwürdig oder auch das traditionelle Verhalten der Wähler, dem Kandidaten ihre Stimme nicht wegen seiner politischen Ausrichtung, sondern wegen seiner persönlichen Reputation zu geben. Aber Demokratisierung sei eben ein Prozess, und eine andere Möglichkeit, als in der Praxis zu lernen, gebe es nicht. Wie ein roter Faden zieht sich der Begriff vom »Prozess der Demokratisierung« durch die Analysen der Wahlbeobachter.



Variationen patriarchaler Verhältnisse Foto: A. Pisacreta / ROPI

Handel gegen Wandel

► Zugespitzt ließe sich den Wahlanalysten erwidern, dass dieser Prozess nun schon länger als ein Jahrhundert andauere. Schließlich ist Ägypten eines der ersten arabischen Länder mit parlamentarischer Vertretung überhaupt. Ihre Anfänge reichen bis weit ins 18. Jahrhundert zurück. Dennoch lohnt es sich, den Begriff des »Prozesses der Demokratisierung« ein wenig näher zu betrachten. Schließlich ist er Teil einer neuen Rhetorik, die die herrschenden Eliten Irans, Marokkos, Ägyptens und anderer arabischer Länder ständig im Mund führen. Innen- wie außenpolitisch wird propagiert, dass die Herrschenden bereit sind, oppositionelle Strömungen an der politischen Macht teilhaben zu lassen – allerdings nur in einer Form, die sich aufgrund der historischen und kulturellen Besonderheiten nicht an den repräsentativen Demokratien im Westen orientieren könne. Einschränkungen und Repression gegenüber oppositionellen Parteien, zivilgesellschaftlichen Organisationen, wie z.B. Menschenrechtsgruppen, oder kritischen Künstlern und Journalisten werden mit diesen »Besonderheiten« begründet.

Dem Westen reichen solche Beteuerungen aus, um die Öffentlichkeit zu befriedigen – lässt sich doch keine westliche Regierung gerne vorwerfen, enge Beziehungen mit diktatorischen Systemen wie in Ägypten zu unterhalten. Hochrangige deutsche Regierungsvertreter haben sich in den vergangenen zwei Jahren die Klinke in die Hand gegeben, auch die deutsche Botschaft in Kairo betont die traditionell engen Beziehungen zwischen beiden Staaten. Tatsächlich ist Ägypten nach Saudi-Arabien der zweitwichtigste Handelspartner Deutschlands im arabischen Raum. 1998 betrugen die deutschen Exporte mehr als drei Milliarden Mark, die Importe aus Ägypten lediglich 469 Millionen. Allein im ersten Halbjahr 1999 konnten die Exporte noch um 31,1 Prozent gesteigert werden, während die Importe aus Ägypten um 9,6 Prozent zurückgingen. Bei dieser Handelsbilanz will niemand so genau hinschauen. Außerdem will niemand den trotz der Anschläge islamistischer Terroristen florierenden

Ägyptentourismus verschrecken. Da hört man es gern, dass der »Prozess der Demokratisierung« fortschreite und die Parlamentswahl 2000 so fair wie nie abgelaufen sei.

Den herrschenden Eliten in den arabischen Ländern kommt soviel »kritischer Dialog« gerade recht, zumal sie, wie die ägyptische Elite, auf internationalem Parkett gerne darauf verweisen, die wirtschaftlichen Reformvorgaben von IWF und Weltbank seit Beginn der 90er Jahre weitgehend umgesetzt zu haben. Unter dem Druck von Weltbank und Weltwährungsfonds wurde 1991 mit der Privatisierung ehemaliger Staatsbetriebe begonnen. Allein zwischen 1996 und 1999 hat der ägyptische Staat 119 Betriebe an in- und ausländische Investoren verkauft.

Damit wurde zwar der Kapitalabfluss in den Westen reduziert – von der versprochenen Verbesserung der ökonomischen Situation spüren viele Ägypter allerdings nichts. Im Gegenteil: Durch die Einstellung staatlicher Subventionen für Grundnahrungsmittel sind diese teurer geworden als im Westen, gleichzeitig sind die Wohnungspreise durch die Aufhebung der Mietpreisbindung explodiert. So ist die prognostizierte Steigerung des Bruttosozialproduktes um 6,8 Prozent in diesem Jahr nur schöner Schein. Die soziale Schere klafft weiter auseinander als jemals zuvor. Wie in vielen arabischen Ländern gehören die unteren sozialen Schichten in Ägypten zu den Verlierern der neoliberalen Globalisierung.

Opposition als Ventil

► Die aufgestaute soziale Spannung spiegelt sich aber nicht in den Wahlergebnissen wider. Die Chancen auf Veränderung durch politische Partizipation innerhalb des bestehenden Systems sehen viele Ägypter als gering, wenn nicht sogar unmöglich an – inoffiziell wird von einer Wahlbeteiligung von 15 bis 20 Prozent gesprochen. Sozialer Unmut äußert sich eher in spontanen »riots«, Aufständen, gewerkschaftlich organisierten Hungerstreiks usw., von denen die westliche Öffentlichkeit allerdings keine Notiz nimmt. Ihre Wirkung verfehlen sie trotzdem nicht. Denn es scheint, dass die Machthaber in Kairo nunmehr versuchen, die gespannte Situation kontrollierbarer zu gestalten, indem sie den Oppositionsparteien etwas größere Spielräume gewähren. Nach konservativer Definition ist die Opposition in einer repräsentativen parlamentarischen Demokratie schließlich dazu da, Unmut zu kanalisieren. In der Rhetorik vom »Prozess der Demokratisierung« sehen viele diktatorische Regime in den arabischen Ländern das geeignete Ventil dazu. Wer öffentlich dieser Rhetorik widersteht, dem wird vorgeworfen, das »Ansehen Ägyptens im Ausland« oder die »islamische Ordnung« (Iran) zu gefährden. In solchen Fällen stehen dann die Sondergerichte bereit.

Man kann die Wahlstatistik aber auch als positives Zeichen dafür werten, dass die ägyptische Bevölkerung sich bewusster denn je darüber ist, was Demokratie bedeutet. Vielleicht spürt sie, dass – wie in vielen Ländern der »Dritten Welt« – die Rede von der Demokratisierung zum ideologischen Schmiermittel der voranschreitenden Privatisierung und der Umsetzung privatwirtschaftlicher Ziele geworden ist. Zum Vorteil des Westens und der herrschenden Eliten im Süden. Eine Beteiligung am »Prozess der Demokratisierung« hält sie jedenfalls nicht für notwendig.

► **Christoph Burgmer** ist Journalist und Publizist. Er war zuletzt im Herbst in Ägypten.

Kein Vertrauen in Autokraten

Fragen an den ägyptischen Politologen und Regimekritiker Ahmed Abdalla

► **Christoph Burgmer**: *Wie hat sich die Demokratie in Ägypten in den letzten Jahren entwickelt?*

► **Ahmed Abdalla**: Sie hat sich zum Schlechten entwickelt. 1987 gab es etwa 100 Parlamentsmitglieder, die einer Oppositionspartei angehörten, von der liberalen, rechtsgerichteten »Wafd«-Partei bis hin zur islamischen Allianz und den linken Parteien. Dieses Parlament war repräsentativ, nicht weil es aus fairen und freien Wahlen hervorgegangen wäre, sondern weil es einigermaßen die oppositionellen Kräfte im Lande repräsentierte. Heute stellen wir fest, dass die Entwicklung rückschrittlich verlief. Die herrschenden Leute sind Autokraten. Für sie ist die Demokratie Kosmetik des politischen Systems, um finanzielle Hilfe aus dem Ausland einzustreichen und als stabiler politischer Partner des Westens dazustehen. Wenn man tatsächlich Demokratie wollte, müssten mehr demokratische Strukturen geschaffen werden und nicht weniger. Die Verlängerung des Ausnahmezustandes, kaum Oppositionsabgeordnete – all das führt dazu, dass die Leute die Wahlen gar nicht mehr ernst nehmen.

Die Rede von der Demokratisierung ist ein ideologisches Schmiermittel der voranschreitenden Privatisierung

Welche Rolle spielt dann das Parlament?

► Das Parlament verkörpert den Willen der Exekutive, des Präsidenten und der regierenden Partei. Wenn aber das der Fall ist, wozu brauchen wir dann noch Wahlen oder ein Parlament? In Ägypten ist die ganze Nation in einem Gefängnis, genauso wie im Irak, in Syrien, im Libanon oder im Iran. In den vergangenen Monaten wurden faire und freie Wahlen versprochen, aber die Menschen haben kein Vertrauen. Wenn nicht bald Veränderungen eingeleitet werden, wenn die herrschenden Kreise die politische Krise, die Ergebnis der ökonomischen Krise ist, nicht endlich ernst nehmen, dann wird sich in Ägypten ähnliches ereignen wie in Indonesien.

Wie sieht die Haltung zum Westen aus, der ja die Demokratisierung propagiert?

► Auch zu den westlichen Mächten haben die Menschen in der »Dritten Welt« kein Vertrauen. Im Westen wird viel über Demokratie und Menschenrechte gesprochen und dennoch werden mit den diktatorischen Systemen Geschäfte gemacht. Wenn die Interessen des Westens nur wirtschaftlicher Art sind, dann können wir nicht über verantwortungsbewusste westliche Regierungen und nicht über westliche Zivilisation, sondern dann müssen wir von westlichen Wirtschaftsmanagern reden. Aber wenn die Menschheit ihr Schicksal in die Hände von Managern legt, dann gibt es keine Gesellschaften mehr, sondern nur noch Firmen, die von Profiten und Verlusten bestimmt werden. Wir verlangen nicht, dass der Westen uns von dem despotischen Regime befreit – das kämpfen wir selbst aus. Wir verlangen nur, dass die, die Demokratie und Menschenrechte im Munde führen, uns unterstützen und nicht diejenigen, die deren Verwirklichung verhindern.

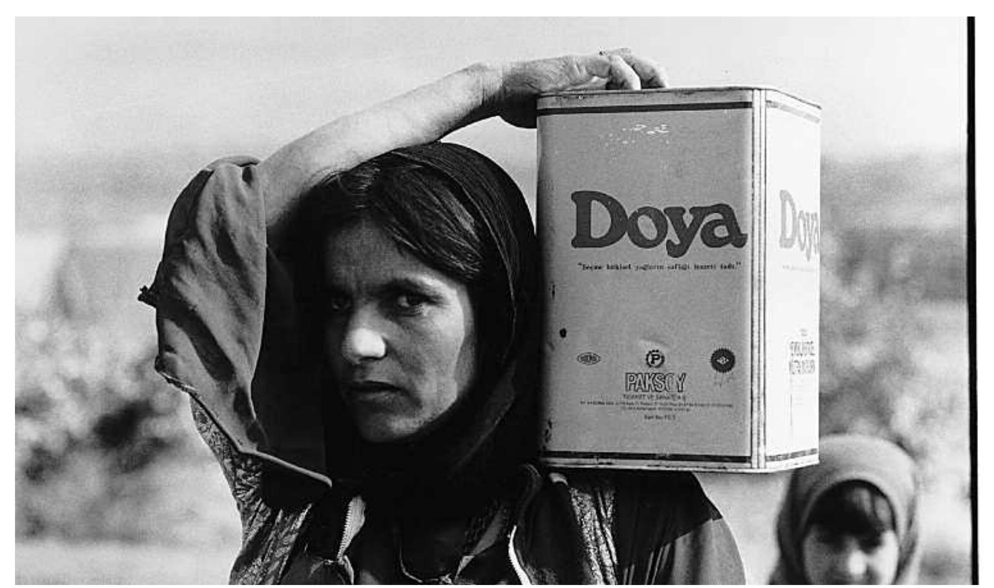


Foto: R. Maro / version

Die Ehre der Patriarchen

Im Nordirak organisieren sich Frauen gegen Gewalt und Islamisten

1991 schuf die Anti-Irak-Koalition eine autonome Schutzzone für die flüchtenden Kurden im Nordirak. Mangels ökonomischer wie politischer Unterstützung setzten sich dort schnell regionale Eliten in einer von internationaler Hilfe abhängigen Verteilungsökonomie durch. Zudem trägt die soziale Zerrüttung der Gesellschaft zu einem traditionalistischen Rollback bei. Seit einiger Zeit steigt etwa die Zahl der Morde an Frauen aus sogenannten »Ehrgründen«. Nachdem sich Frauen dagegen organisierten, wird jetzt erstmalig in der Öffentlichkeit über Gewalt gegen Frauen diskutiert.

von **Anne Mollenhauer und Thomas Uwer**

► Es war schon besser bestellt um die Popularität der irakischen Kurden. Ihr Aufstand gegen das Baath-Regime in Bagdad bescherte ihnen 1991 unverhoffte Beliebtheit. Aus einer kurzfristigen Schutzzone entwickelte sich eine selbstverwaltete kurdische Region. Doch schon mit den nächsten humanitären Interventionen, die nach dem Vorbild des Nordirak in Somalia und Bosnien durchgeführt wurden, zogen viele Hilfsagenturen und Berichterstatter wieder ab. Seither ist von der Region nur noch im Katastrophenfall die Rede, wenn Flüchtlinge in überfüllten Booten kentern oder ein innerkurdischer Konflikt entflammt. Zuletzt veröffentlichte der Stern (37/2000) unter dem Titel »Im Land der frommen Frauenmörder« einen Beitrag über die islamistische Bewegung in der Region: »Im Namen Allahs misshandeln, verstümmeln und töten sie Hunderte von unschuldigen Frauen. Für Kurdinnen sind die islamischen Hardliner längst zur allgegenwärtigen Bedrohung geworden.«

Tatsächlich hat die islamistische Bewegung im kurdischen Nordirak an Einfluss gewonnen und mobilisiert erfolgreich traditionalistische Moralvorstellungen gegen Frauen. So zog im Juni 1998 ein organisierter Mob durch die Geschäftsstraßen der Stadt Arbil und zerstörte Auslagen und Läden, in denen »unzüchtige« Gegenstände wie Frauenwäsche ausgelegt waren, in mehreren Städten kam es zu Brandanschlägen auf Schönheitssalons und Bekleidungsgeschäfte.

Islamistische Bewegungen nutzen das politische Vakuum

Der durch die Abwesenheit staatlicher Verwaltungsstrukturen entstandene Freiraum für Selbstorganisation wird aber nicht nur von Islamisten genutzt. In der Großstadt Suleymaniyah etwa betreuen Frauenkomitees in Beratungszentren und Schutzhäusern Frauen in Notsituationen und schützen sie vor familiärer Gewalt. Ausgerechnet im »Land der frommen Frauenmörder« ist die in der gesamten nahöstlichen Region virulente Problematik sogenannter »Ehrtötungen« an Frauen durch die Lobbyarbeit von Aktivistinnen zu einem Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung geworden.

Frauengruppen wie Islamisten bewegen sich in einem Spannungsfeld, das durch die Schwäche der kurdischen Selbstverwaltung entstanden ist. Im Zentrum dieses Spannungsfeldes steht die Auseinandersetzung um die Rechte und die Rolle von Frauen in der Gesellschaft. Das kam bereits 1991 zu Beginn von »Befreiung« und Selbstverwaltung im Umgang mit jenen Frauen zum Ausdruck, die der Kollaboration mit dem Baath-Regime beschuldigt wurden. Als eine der ersten Amtshandlungen erließ die als Übergangsregierung aus allen Parteien gebildete Iraqi Kurdistan Front 1991 eine Generalamnestie für Kollaborateure und stoppte die Vergeltungsaktionen der Bevölkerung. Während so vielerorts ehemalige Kollaborateure in die kurdische Verwaltung übernommen wurden, gingen die Vergeltungsaktionen gegen Frauen, denen private Beziehungen zu Baathisten vorgeworfen wurden, weiter. Allein in den ersten Wochen der »Befreiung« sind nach Schätzungen kurdischer Frauenorganisationen vermutlich weit über 100 Frauen auf brutalste Art ermordet worden. In keinem der Fälle wurde jemals ein Täter zur Rechenschaft gezogen. Die Morde gelten als sogenannte Ehrvergehen – das sind körperliche Strafen bis hin zum Mord, die männliche Familien- oder Clanangehörige gegenüber Frauen vollziehen, die der moralischen Verfehlung bezichtigt werden. Derartige Verbrechen sind im Irak durch das »Gesetz über die moralische Ehre« legalisiert. Dieses zum Höhepunkt der militärischen Kampagnen der Baath-Regierung gegen die aufständische Bevölkerung erlassene Gesetz sieht auch die Möglichkeit der Bestrafung von Frauen anstelle delinquenter männlicher Familienangehöriger vor.

Seitdem sich kurdische Frauen jenseits der Frauenverbände der Baath-Partei organisieren

können, steht eine Aufhebung des Gesetzes im Zentrum ihrer Aktivitäten. 1994 überreichten Frauenorganisationen parteiübergreifend der kurdischen Regionalregierung einen Gesetzesvorschlag, der neben der Aufhebung des Ehrgesetzes auch eine Gleichstellung in wichtigen Bereichen der Öffentlichkeit und eine explizite Anerkennung der Leistungen von Frauen während der Zeit des Widerstandes gegen die irakische Baath-Regierung beinhaltete. Dass bislang alle diese Versuche der Frauenorganisationen scheiterten, liegt nicht nur am traditionalistisch-patriachalen gesellschaftlichen Umfeld, sondern auch an der strukturellen Schwäche der kurdischen Verwaltung. Weder wurde die faktische Selbstverwaltung der Region national oder völkerrechtlich jemals anerkannt, noch ihre 1992 frei gewählte Regionalregierung als Kooperationspartner für die überlebenswichtigen Hilfsprojekte und die Außenbeziehungen zu den Nachbarländern akzeptiert. Bereits zum Zeitpunkt ihrer Ernennung war die kurdische Regierung damit weitgehend handlungsunfähig. In der Folgezeit wurde kaum eine der zentralen rechtlichen Fragen, von der Landverteilung bis zum sogenannten Ehrgesetz, geregelt. Sowohl im Straf- als auch im Zivilrecht ist im kurdischen Nordirak formal wie praktisch irakisches Gesetz weiterhin gültig.

Zur Machtlosigkeit der Regierung hat nicht zuletzt die Politik von staatlichen wie privaten Hilfsorganisationen beigetragen, die, mit Verweis auf die Nichtanerkennung der Regierung, Gelder gezielt an der unabhängigen Verwaltung vorbeischleusten und ihre Programme stattdessen von parteinahen lokalen NGO umsetzen ließen (*vgl. iz3w 248*). Die beiden konkurrierenden kurdischen Parteiverbände (PUK und KDP) verfügten so schnell über weit mehr Einfluss als die aus ihnen gemeinsam gebildete Regierung. Schon bevor diese 1994 endgültig in einem Parteienkrieg zerbrach, wurden Schutz und die Teilhabe an internationalen Hilfsprogrammen faktisch nur von den Parteien garantiert. In der Folge standen Schutz und Rechte dem Einzelnen nicht qua schierer Existenz oder zumindest qua Staatsbürgerschaft zu, sondern nur aufgrund seiner Zugehörigkeit zu Parteien, Familien oder clan-ähnlichen Gemeinschaften. Dadurch wurden traditionelle lokale Strukturen als Garant für das Überleben in einer Gesellschaft aufgewertet, deren Strukturen durch Krieg, Flucht und Verarmung weitgehend zerrüttet sind.

Schutz in Frauenhäusern

► Es ist nicht zuletzt diese Rückverlagerung gesellschaftlicher Probleme in den lokalen und privaten Bereich, die zum Ansteigen innerfamiliärer Gewalt gegen Frauen geführt hat, mit der sich lokale Frauenorganisationen in den vergangenen Jahren verstärkt konfrontiert sehen. In Suleymanyiah hat sich vor diesem Hintergrund 1997 ein Komitee aus allen vor Ort aktiven Frauenorganisationen gegründet und eine Untersuchung über Auswirkungen und Ursachen familiärer Gewalt begonnen. Aus dieser Studie entwickelten sich eine Reihe von Aktivitäten und Projekten auf lokaler Ebene zur medizinischen und psychologischen Betreuung von Opfern. Zum ersten mal in der Region des Nahen Ostens – mit Ausnahme Israels und der palästinensischen Gebiete – wurden in Irakisch-Kurdistan Schutzhäuser für bedrohte und verfolgte Frauen eingerichtet. Dennoch ist auch diese Arbeit, trotz der erzielten praktischen Erfolge, gekennzeichnet von der allgemeinen Perspektivlosigkeit der Region. Für viele der Frauen, die nicht in ihre Familien zurückkehren können, fehlt eine gesellschaftlich tragfähige Alternative für ein Leben außerhalb der Frauenhäuser.

Innerhalb dieser politischen Perspektivlosigkeit sind die Islamisten erstarkt. Im Gegensatz zu den anderen Parteien machen sie sich daran, das alltägliche Leben innerhalb Irakisch-Kurdistans spürbar umzugestalten. Sie versprechen dabei eine grundlegende Veränderung, die aus eigener Kraft zu erreichen ist – ein Faktor, der schwer wiegt in einer Region, die auf Gedeih und Verderb vom Goodwill der Nachbarländer und der Aufrechterhaltung eines ungesicherten Status Quo abhängt. Die von den Islamisten propagierten traditionalistischen Konzepte sind allerdings keine Neuerfindungen. Die innerfamiliäre Gewalt gegen Frauen und die Ehrtötungen, die in Irakisch-Kurdistan wie in der gesamten Region ein strukturelles Problem darstellen, werden von ihnen lediglich legitimiert und zur politischen Tat erklärt.

Der Konflikt zwischen liberalen Frauenorganisationen und der islamistischen Bewegung, die traditionalistische Strukturen reaktiviert, kennzeichnet derzeit den Grundkonflikt innerhalb der kurdischen Gesellschaft. Auf der einen Seite ist es hier den Frauenaktivistinnen zu verdanken, dass die Parteiverwaltung im Süden der Region mittlerweile über eine Aufhebung des »Ehrgesetzes« nachdenkt. Gleichzeitig trägt auf der anderen Seite die politische und soziale Perspektivlosigkeit zum Erstarken der islamistischen Bewegung bei.

► **Anne Mollenhauer** und **Thomas Uwer** gehören der entwicklungspolitischen Organisation WADI e. V. an.

»Erdrückende Autorität« Gespräch mit einer Frauenaktivistin aus Suleymanyiah

Warum sind die Islamisten für viele Menschen in Irakisch-Kurdistan attraktiv?

► Die islamischen Bewegungen verfügen über große finanzielle Mittel. Außerdem haben viele Menschen nach einem ökonomischen und sozialen Kollaps ein starkes Verlangen nach spirituellen Ideen oder nationalen Gefühlen. Dem kommen die Islamisten entgegen.

Wie beeinflussen die Islamisten das Leben von Frauen?

► Sie führen direkt Angriffe auf Frauen aus, z.B. wenn sie kein Kopftuch tragen. Natürlich trägt das Erstarken dieser Gruppen auch zur Rückkehr zu alten Moralvorstellungen bei, die Frauen als Eigentum des Mannes betrachten. Die Fälle der »Ehrtötungen« nahmen zu und dies ist weit entfernt von den bislang herrschenden Moralvorstellungen in Kurdistan.

Wie reagieren die Frauenorganisationen?

► Es gibt viel Protest, aber eine wirkliche Frauenbewegung steckt noch in den Kinderschuhen. In Suleymanyiah wurde die »Cooperative and Defending Women Rights Organization« gegründet. Sie hat Demonstrationen organisiert und Proklamationen gegen die Ehrtötungen veröffentlicht. Daneben gibt es zwei Schutz- und Rechtsbeistandszentren und ein Zentrum für Frauen in Krisensituationen.

Was sind die spezifischen Probleme von Frauen in Kurdistan?

► Viele psychische Probleme von Frauen haben soziale Ursachen. Seit ihrer Kindheit werden Frauen ausgenutzt und empfinden die Autorität des Mannes als erdrückend. Außerdem bilden Analphabetismus und die schlechte ökonomische Situation der Familien eine Basis für Spannungen. Oft sind sich die Frauen der Existenz der Probleme nicht bewusst, realisieren sie nicht. Daraus können sich psychische Komplexe ergeben, wie Selbsterniedrigung und fehlendes Selbstvertrauen. In unseren Nachbarländern herrscht eine ähnliche Situation, besonders im Irak, der unter der gleichen ökonomischen Situation leidet wie Kurdistan.

Das Interview führte Anne Mollenhauer, die Frauenaktivistin wollte anonym bleiben.

Wie Malthus nach Kairo$^{(+5)}$ kam

Der Überbevölkerungsdiskurs wechselt seine Vorzeichen

Historisch wie wissenschaftlich längst widerlegt behauptet sich der mit dem Namen Malthus verknüpfte Diskurs der Überbevölkerung bis heute. Unter wechselnden Vorzeichen bleibt dabei die Überbevölkerungsthese, was sie immer gewesen ist – ein Versuch der Besitzenden, soziale Ungleichheiten auf die schiere Anzahl der Armen zurückzuführen und diese anstelle der Gründe ihrer Armut zu bekämpfen.

von **Bianca Többe**

► Anlässlich der großen UN-Bevölkerungskonferenzen oder wenn neue Statistiken über »das rasante Wachstum der Weltbevölkerung« verkündet werden, ist das Thema aktuell: internationale Bevölkerungspolitik. Zuletzt war die errechnete Geburt des sechs Milliardsten Menschen eine willkommene Möglichkeit für die internationale Bevölkerungslobby[1], sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Während Organisationen – wie beispielsweise die Deutsche Stiftung Weltbevölkerung – hierzulande »Legitimationsarbeit« für Bevölkerungspolitik leisten, sind Frauen im Trikont direkt mit ihren Auswirkungen konfrontiert: Im Rahmen von bevölkerungspolitischen Programmen werden noch immer Frauen ohne ausreichende Information und / oder mit Hilfe bestimmter Anreizsysteme zur Sterilisation überredet, es werden ihnen hormonelle Verhütungsmittel verabreicht, die aufgrund der gesundheitlichen Risiken in den Industrieländern größtenteils verboten sind. Die Forschung im Bereich der sogenannten »Impfungen gegen Schwangerschaften« verschlingt einen großen Anteil des Weltgesundheitsbudgets, der schließlich bei Basisgesundheitsdiensten fehlt.

Die Internationale der Bevölkerungspolitik legitimiert sich mittlerweile mit der progressiv klingenden Botschaft: »Nachhaltigkeit« plus »reproduktive Rechte für Frauen« gleich sinkende Geburtenraten. Die Gleichung lässt sich auch umkehren – dann heißt es, dass ökologische und emanzipative Ziele durch Bevölkerungspolitik erreichbar seien. Unterstellt wird dabei, dass die Anzahl der Menschen im Trikont in einem Kausalzusammenhang mit Umweltzerstörung und Benachteiligung von Frauen stünde. Diese postulierte Kausalität ist so alt wie falsch und bildet heute das letzte Glied der (neo)malthusianischen Argumentationskette.

Über Marx, Darwin und Spencer

► Nach wie vor steht die Debatte um das »Weltbevölkerungsproblem« beziehungsweise die »Überbevölkerung« in den Ländern des Trikonts in der Tradition des englischen Pfarrers und Ökonomen Thomas Robert Malthus (1766 – 1834). Sein Bevölkerungsgesetz wird im Gros der populärwissenschaftlichen und bevölkerungspolitischen/-theoretischen Literatur als das Fundament für die These vom »Weltbevölkerungsproblem« dargestellt. Es besagt, dass die Bevölkerung die Tendenz besitze, geometrisch zu wachsen, während die Nahrungsmittelproduktion lediglich arithmetisch steigen würde. Somit eröffne sich eine immer größer werdende Diskrepanz zwischen Bevölkerungszahl und der Nahrungsmittelproduktion. Dieser angenommenen »Tendenz« könne nur durch positive und/oder präventive Kontrollmechanismen entgegengewirkt werden. Zur ersten Kategorie zählt Malthus Faktoren, die die Sterblichkeit erhöhen (Hungersnöte, Kriege, Krankheiten etc.) und nach seiner Auffassung nicht unbedingt durch menschliches Handeln zu beeinflussen seien. Demgegenüber seien die präventiven Kontrollmechanismen wie geburtensenkende Maßnahmen, ausschließlich das Resultat menschlichen Handelns. Er plädierte für sexuelle Enthaltsamkeit und empfahl zudem staatliche Maßnahmen zur Begrenzung der (armen) Bevölkerungszahl, beispielsweise durch die Heraufsetzung des Heiratsalters. Damit falsifizierte er bereits selbst seine These von einer »natürlichen« Bevölkerungsentwicklung.

Für Marx war Malthus nur ein »Knecht konservativer Kreise«

Das »Bevölkerungsgesetz« war für Malthus lediglich ein Nebenprodukt. Primär war er Ende des 18. Jahrhunderts in seinen Schriften darum bemüht, allerhand Argumente gegen die Ideen der Französischen Revolution zusammenzubringen. Vor allem lehnte er die gesellschaftliche Umverteilung von Reichtum, konkret die beginnende staatliche Armenfürsorge in England, die »poor laws«, ab. Laut Malthus würden diese sozialpolitischen Maßnahmen zum Ansteigen der Armut beitragen, indem nicht das »Fortpflanzungsverhalten« geändert, sondern lediglich eine Umverteilung der Kosten vorgenommen werde. Er sah hingegen im Leid der Armen den Antrieb für mehr Eigeninitiative, die durch staatliche oder kirchliche Umverteilungspolitik zunichte gemacht werde. Diese Vorstellungen entsprangen den Bemühungen seiner sozialen Klasse, dem Landadel, sich die Privilegien zu sichern, indem Armut als Resultat eines »unmoralischen Fortpflanzungsverhaltens« präsentiert wurde.

Karl Marx griff Malthus als »Knecht konservativer Kreise« und seine Überbevölkerungsthese als ahistorisches Plagiat an.[2] Er spricht demgegenüber von »relativer Übervölkerung« oder auch von der »industriellen Reservearmee«, die das Resultat kapitalistischer Produktionsweise darstelle, indem diese u.a. durch technischen Fortschritt auf immer weniger ArbeiterInnen angewiesen sei. Marx sieht in der »relativen Übervölkerung« die »Existenzbedingung kapitalistischer Produktionsweise« (Das Kapital, Bd. I, S.661), aber auch ihr Resultat.

Die malthusianischen Ideen wirkten jedoch fort. Auch Charles Darwin (1809 – 1882) ging davon aus, dass die vermehrte Reproduktion des Menschen eine »Überbevölkerung« im Hinblick auf vorhandene Ressourcen darstelle. »Überbevölkerung« würde jedoch durch das Prinzip des »Survival of the fittest« zur Bildung neuer Arten in der Tier- und Pflanzenwelt und zur Höherentwicklung der Menschheit führen. Wie Malthus unter dem neutral anmutenden Begriff »Bevölkerung« die armen Bevölkerungsschichten verstand, so hierarchisierte auch Darwin unterschiedliche Gruppen von Menschen, von denen die »schwächeren« lediglich »künstlich« von dem »natürlichen« Kampf ums Dasein ferngehalten würden: »Bei Wilden werden die an Geist und Körper Schwachen bald beseitigt (...). Auf der anderen Seite tun wir zivilisierten Menschen alles nur Mögliche, um den Prozess dieser Beseitigung aufzuhalten. Wir bauen Zufluchtsstätten für die Schwachsinnigen, für die Krüppel und die Kranken, wir erlassen Armengesetze und unsere Ärzte strengen die größte Geschicklichkeit an, das Leben eines jeden bis zum letzten Moment zu erhalten. (...) Hierdurch geschieht es, dass die schwächeren Glieder der zivilisierten Gesellschaft auch ihre Art fortpflanzen. (...) aber mit Ausnahme des den



Klasse statt Massse Foto: E. Neske / Dritte Welt-Haus Bielefeld

Menschen betreffenden Falls ist kein Züchter so unwissend, dass er seine schlechtesten Tiere zur Nachzucht zulässt (...).«[3] Diese eugenischen Äußerungen Darwins, in denen er das zeitgenössische Modell der Gesellschaft auf die Natur übertrug, stellten die Begründung für den zunehmenden Sozialdarwinismus dar.

Daran schloss Herbert Spencer (1820 – 1903) an, der den Begriff des »Survival of the fittest« prägte und allen im weitesten Sinne »Arbeitsunfähigen« (Alten, Schwachen, Kranken, Vagabunden etc.) mit sozialer Deklassierung drohte. Wie Malthus lehnte Spencer sozialpolitisches Engagement seitens des Staates als »unnatürliche« Einmischung in die natürliche Konkurrenz zwischen den Individuen ab. Die in Nordamerika und Europa seit Mitte des 19. Jahrhunderts entstehenden eugenischen Bewegungen bedienten sich dieser zunehmenden biologistischen Gesellschaftserklärungen. In Deutschland mündeten sie in Rassenwahn und der planmäßigen Vernichtung »unwerten Lebens«.

Weniger Menschen – mehr Entwicklung

► In den USA verbanden sich die sozialdarwinistischen eugenischen Kräfte in den 20er Jahren mit der zuvor eher sozialistisch ausgerichteten, feministischen Geburtenkontrollbewegung und ihrem Ruf nach verbessertem Zugang zu Verhütungsmitteln. Dies verdeutlicht die Auffassung einer ihrer prominentesten Vertreterinnen, Margaret Sanger: »Mehr Kinder von den fähigen und weniger von den unfähigen Gesellschaftsmitgliedern, das ist das Hauptanliegen von Geburtenkontrolle.« Diese Vorstellungen wurden von internationalen Organisationen übernommen. Die damit verknüpfte eugenische und rassistische Bevölkerungsforschung bildete die Grundlage für die sich nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Paradigma von Entwicklung etablierende internationale Bevölkerungspolitik.

Innerhalb modernisierungstheoretischen Entwicklungsdenkens galt die Kategorie »Bevölkerungswachstum« als Merkmal sogenannter »traditionaler« Gesellschaften des Trikonts. US-DemographInnen gingen in den 40er und 50er Jahren davon aus, dass das weltweite Bevölkerungswachstum in einer ökonomischen Krise enden würde. Ihren Forschungstätigkeiten entsprang schließlich die These vom »demographischen Übergang«, die begründen sollte, wie ökonomisches Wachstum zu sinkenden Geburtenzahlen führen würde. Zu diesem Zweck wurden die sinkenden Geburtenzahlen in den Industrieländern in einen Kausalzusammenhang mit der verbesserten ökonomischen Situation gebracht. Diese Theorie erwies sich für bevölkerungspolitische Zwecke als sehr flexibel: Ökonomische Entwicklung wurde nicht mehr per se als Voraussetzung für, sondern auch als Folge von sinkenden Geburtenraten begriffen, so dass BevölkerungswissenschaftlerInnen Familienplanung als entwicklungspolitische Sofortmaßnahme anpreisen konnten. Damit stießen sie auf »offene außenpolitische Ohren«, denn die US-Politik gewann eine weitere Legitimation, um in den Ländern des Trikonts gegen die »kommunistische Gefahr« zu intervenieren, die aus der sich dort verschlechternden ökonomischen Situation erwachsen könne.

Liberalen Feministinnen eröffneten sich Karrierechancen

Um die Grundannahme »Überbevölkerung« nebst entsprechender Programme im Trikont auch wissenschaftlich abzusichern, wurde 1958 von Ansley J. Coale und Edgar M. Hoover von der Yale University die Studie »Population Growth and Economic Development in Low-Income Countries« nachgeliefert. Ihre Kernaussage lautete wie folgt: Eine wachsende Bevölkerungszahl wirkt sich negativ auf die Ökonomie aus, da die für neue Investitionen und für die verstärkte Akkumulation von Kapital benötigten Ressourcen durch mehr Menschen und damit auch mehr Infrastruktur »wettgemacht« werden. Die Kritik an der Studie kam sowohl aus marktliberaler als auch linker Ecke. Kritisiert wurde u.a. das der Studie zugrundeliegende eurozentristische Menschenbild. Zudem lassen sich keine empirisch stichhaltigen Belege für ihre Behauptungen erbringen: So findet sich etwa in den dichtbevölkertsten Regionen Asiens – Singapur, Hong Kong und Taiwan – die höchste »Produktivität« pro Person. Trotz der vielfältigen Kritik blieb die Studie ein wichtiger Bestandteil in der Legitimierung und Intensivierung internationaler Bevölkerungspolitik: Ganz in der Tradition von Malthus wurden die ökonomischen Probleme als Resultat von Bevölkerungswachstum präsentiert.



Reagans Rechte

► 1974 fand die erste Weltbevölkerungskonferenz offizieller RegierungsvertreterInnen in Bukarest statt. Sie stand im Zeichen des Konflikts zweier politischer Lager: VertreterInnen von Bevölkerungspolitik versus VertreterInnen einer Neuen Weltwirtschaftsordnung (NWWO). Letztere Position wurde vehement von VertreterInnen des Trikont vorgebracht und lautete in den Worten eines indischen Delegierten: »Entwicklung ist die beste Verhütung«. Demgegenüber vertrat die Mehrheit der Industrieländer die Auffassung, dass Verhütung die beste Entwicklung sei. Jedoch bestand der Grundkonsens, dass Bevölkerungswachstum problematisch sei – ob nun als Ursache oder Folge von Unterentwicklung.

Nach der Bukarest-Konferenz stellte sich innerhalb der internationalen Bevölkerungslobby eine gewisse Orientierungslosigkeit ein. Ihre Bevölkerungsprogramme waren in Kritik geraten und der angenommene Kausalzusammenhang zwischen Bevölkerungswachstum und Unterentwicklung der Coale/Hoover-Studie hatte sich als unhaltbar erwiesen. Zu einer Neudefinition des »Bevölkerungsproblems« trug insbesondere die innenpolitische Entwicklung in den USA bei. Die 1973 erfolgte Legalisierung von Abtreibung hatte eine Mobilisierung der AbtreibungsgegnerInnen, die sogenannte »Pro-Life«-Bewegung, zur Folge. Diese – auch als »Neue Rechte« bezeichnete politische Kraft – fand ihr parteipolitisches Pendant in Ronald Reagan, der 1980 mit den Stimmen von Sozial- und Wirtschaftskonservativen zum US-Präsidenten gewählt wurde. Diese Kreise übten Kritik an staatlicher Einmischung in die Bevölkerungsentwicklung. Vor diesem Hintergrund erklärte die US-Administration auf der Weltbevölkerungskonferenz in Mexico City 1984 Bevölkerungswachstum zum »neutralen Phänomen«, obwohl die USA bis dahin eine führende Rolle in der Etablierung internationaler Bevölkerungspolitik gespielt hatten. Ein Blick auf die praktischen Auswirkungen verdeutlicht jedoch, dass es »viel Lärm um nichts« gegeben hatte: Unter Reagan wurde das bevölkerungspolitische Budget stark erhöht. Parallel verschob sich die dazugehörige Rhetorik der Bevölkerungslobby – von nun an wurde das in den Industrieländern erwachende Umweltbewusstsein sowie die Forderungen der Frauenbewegungen mit Bevölkerungswachstum in Verbindung gebracht.

Dieser »grüne Paradigmenwechsel« nahm seinen Ausgangspunkt in der Wiederbelebung (neo)malthusianischen Gedankenguts: mehr Menschen gleich mehr Umweltverschmutzung. Als Beispiel sei die Studie des Club of Rome »Die (neuen) Grenzen des Wachstums« (1972, überarbeitet 1992) genannt, die zur Verknüpfung ökologischer und malthusianischer Denkmuster beitrug und ganz auf »Wachstumskritik« setzte: »Unsere Erde ist begrenzt. Deshalb kann jegliche Art materiellen Wachstums, sei es nun die Zahl der Menschen, die ihrer Autos oder auch nur die der Schornsteine, nicht unendlich weiterwachsen« (S.28). Nach dem Motto »Wir sitzen alle im gleichen Boot« wird im Rahmen des grünen Überbevölkerungsdiskurses die Frage der politischen und ökonomischen Macht ausgeblendet. Nach dieser Logik werden Bevölkerungsprogramme als »Umweltschutzmaßnahme« gesehen.

Umweltschutz und Frauenressorts

► Neben dem grünen Paradigma trug die »Entdeckung der Frauen« zur Umorientierung des Überbevölkerungsdiskurses bei: Unter Berufung auf die »reproduktive Gesundheit« von Frauen gelang es der Lobby, die Bevölkerungspolitik zu einem relativ unumstrittenen Politikfeld zu machen.[4] Innerhalb der bevölkerungspolitischen Institutionen wurden Frauenabteilungen eingerichtet und liberalen Feministinnen Karrierechancen eröffnet. Auf der nächsten Weltkonferenz zu Bevölkerung und Entwicklung 1994 in Kairo war dann der Entwicklungsgedanke fast vollends verschwunden, nur in Kombination mit »Nachhaltigkeit«, dem grünen Paradigma, wurde er noch verwandt. Das entscheidende Schlagwort dieser Konferenz lautete »reproduktive Rechte«. Konkret war damit die Entscheidungs»freiheit« von Frauen des Trikonts für weniger Geburten gemeint. Die in Kairo medienwirksam geführte Abtreibungskontroverse zwischen der konservativ-pronatalistischen (Vatikan etc.) und der liberal-antinatalistischen (Bevölkerungslobby) Seite überdeckte, dass es auch kritisch-feministische Stimmen gibt, die sich gegen jegliche Form der Bevölkerungskontrollpolitik aussprechen.[5] Der Bevölkerungslobby ist es in Kairo und in Zusammenarbeit mit einigen feministischen Gruppen jedoch gelungen, sich als progressiv zu präsentieren. Auf der UN-Sondersitzung Kairo+5 in New York 1999 konnten so bereits wieder offensiver die antinatalistischen Beweggründe, die hinter dem »progressiven« Vokabular stehen, vertreten werden: Die Zeitbombe Mensch stand erneut im Mittelpunkt der Diskussion.

Die anhaltende Popularität (neo)malthusianischen Gedankenguts hängt mit den ideologischen Vorteilen zusammen, die es bietet – trotz empirischer Widerlegung und Kritik ist es ein willkommenes Mittel, den Status quo von ökonomischer und machtpolitischer Ungleichheit zu legitimieren. Dass dieses Mittel heute eher im grünen und/oder violetten Gewand daherkommt, sollte nicht über den rassistischen und frauenfeindlichen Kern der dahinterstehenden antinatalistischen Bevölkerungspolitik hinwegtäuschen.

Anmerkungen:

1 Zur Bevölkerungslobby zählen alle Organisationen, die Bevölkerungspolitik und Forschung in diesem Bereich betreiben, u.a. der UNFPA (United Nations Fund for Population Activities), die IPPF (International Planned Parenthood Federation) und der Population Council.

2 »So verwandelt er (Malthus) die historisch verschiedenen Verhältnisse in ein abstraktes Zahlenverhältnis, das rein aus der Luft gefischt ist und weder auf Naturgesetzen, noch auf historischen beruht«; Marx (1967): Texte zu Methode und Praxis III – Aus den Grundrissen der politischen Ökonomie, Reinbek 1857/58, 185.

3 Charles Darwin, zitiert nach Marten, Heinz-Georg (1983): Sozialbiologismus – Biologische Grundlagen der politischen Ideengeschichte, Frankfurt a.M., 74.

4 Bereits 1972 hatte der US-amerikanische Politikwissenschaftler Peter Bachrach die Zeichen der Zeit erkannt und BefürworterInnen von Bevölkerungspolitik aufgefordert, die Frauenbewegung zu unterstützen, was einen antinatalistischen Effekt haben würde (in: Clinton, R.L. et al (Ed.): Political Science in Population Studies, Lexington).

5 Dazu zählt etwa die Forschungsorganisation UBINIG aus Bangladesch, die zu Entwicklungsfragen unter Berücksichtigung von Klasse und Geschlecht arbeitet (s. Karin Kozuch: Zwischen Gebärzwang und Zwangssterilisation – Die bevölkerungspolitische Debatte in der internationalen Frauenbewegung, Münster 1999).

► **Bianca Többe** ist Politikwissenschaftlerin und Autorin des Buches 'Bevölkerung und Entwicklung' (LIT-Verlag, Münster 2000).

Verspäteter Fuji-Schock

von **Bernhard Merk**

► Kaum war der peruanische Präsident Fujimori nach Japan geflüchtet und dort von seinem Amt zurückgetreten, schlug auch die Stimmung im befreundeten Ausland um: bis vor wenigen Monaten konnten weder Wahlbetrug noch Menschenrechtsverletzungen die gute Zusammenarbeit der USA, Europas und auch von IWF und Weltbank mit Peru trüben. Jetzt plötzlich werden dem Exilierten seine Verfehlungen vorgehalten und seinen Nachfolgern Besserung angeraten.

Selbst nach der letzten Wahl Anfang des Jahres sah es zunächst so aus, als ob sich Fujimori trotz »schmutzigem« Wahlkampf, gefälschtem Ergebnis und den damit verbundenen massiven Protesten im Lande wieder durchsetzen könnte. Seine in zehn Jahren sorgfältig ausgebaute Machtposition schien angekratzt, aber nicht ernsthaft gefährdet. Zwar reagierte das Ausland zunächst recht heftig auf die Fälschungen und wollte die Wahl nicht anerkennen. Fujimori, so selbst US-Vertreter, hätte diesmal überzogen. Doch die Drohungen wurden nicht wahr gemacht, man ging rasch wieder zur Tagesordnung über. Die angekündigten Sanktionen gerieten zur Farce: So hob der Länderreferent im BMZ hervor, sein Ministerium habe die geplanten Regierungsverhandlungen um knapp zwei Monate verschoben.

Puma-Krise

► Damit setzten die westlichen Regierungen ihren bisherigen Kurs einfach fort: In den 10 Jahren seiner Herrschaft waren sie mit Fujimoris (Wirtschafts-) Politik sehr zufrieden. Sein Vorgänger Alan Garcia hatte noch gegen die hohen Schuldenzahlungen Perus protestiert und wurde – obwohl er weiterhin Schuldendienst leistete – für seine Äußerungen mit Kredit-Entzug bestraft. Fujimori versöhnte sein Land wieder mit der internationalen Finanzwelt, indem er bereits kurz nach Amtsantritt ein Auflagenprogramm des IWF durchsetzte. Auch in den folgenden Jahren regierte Fujimori zur Zufriedenheit Europas und der USA: Kooperativ bei der Bekämpfung des Coca-Anbaus, erfolgreich im Kampf gegen den Terrorismus und vor allem wirtschaftspolitisch ein Musterschüler der Gläubiger Perus. Die Beendigung des Krieges im Land und die Senkung der hohen Inflationsraten verschafften ihm auch große Zustimmung in der Bevölkerung. Der »Fuji-Schock« von 1990 jedoch ist bis heute ein Synonym für die abrupte und massive Verschlechterung der Lebensbedingungen für viele PeruanerInnen.

Mit Hilfe der Erlöse aus der Privatisierung von Staatsbetrieben und durch Anwerbung von Auslandskapital erreichte Fujimori Mitte der 90er Jahre zweistellige Wachstumsraten und bezeichnete Peru als »Puma« Lateinamerikas. Sein Wirtschaftskurs wurde auch in Deutschland als erfolgreich und vorbildlich gefeiert, die FAZ schrieb 1995 gar von einem »Wirtschaftswunder«. So waren die westlichen Regierungen auch bereit, einen »Fehltritt« Fujimoris zu vergessen: 1992 hatte er das Parlament aufgelöst und mit Hilfe der Miltärs auf eigene Faust weiterregiert. Schon damals strich das BMZ ihm nur vorübergehend die deutsche Entwicklungshilfe.

Nach Wiederherstellung der demokratischen Fassade herrschte international wieder Zufriedenheit. Weder die Menschenrechtsverletzungen im Zuge der Terrorismusbekämpfung (Massaker an DorfbewohnerInnen, Inhaftierung und Verschwindenlassen von Unschuldigen...), noch die Angriffe gegen Presse- und Meinungsfreiheit, weder die gezielte Destabilisierung zivilgesellschaftlicher Strukturen noch die Zentralisierung der Macht konnten seine internationale Wertschätzung beeinträchtigen. Entwicklungshilfegelder und Kredite für Peru waren ebenso selbstverständlich wie eine entgegenkommende Behandlung der Schuldenzahlungs-Probleme im »Pariser Club«.

Nach langer Kooperation gibt sich der Westen nun empört über den Ex-Präsidenten

Noch Ende der 90er Jahre ließ sich das BMZ von der Kritik, Gelder aus Schuldenumwandlungen kämen staatlichen Organisationen zugute und wären also Mittel für den Wahlkampf und zum Machterhalt von Fujimori, nicht beeindrucken. Man räumte Menschenrechtsverletzungen und autoritären Politikstil ein, war aber nicht bereit, von der »bewährten Zusammenarbeit« mit der Regierung Fujimori abzulassen. Auch das Auswärtige Amt hebt bis heute auf seiner Homepage die »traditionell freundschaftlichen« Beziehungen hervor: »Deutschland gilt als verlässlicher Fürsprecher für peruanische Interessen. (...) Der offizielle Besuch von Staatspräsident Fujimori in Deutschland im Oktober 1996 und der Besuch von BM Rexroth in Lima im November 1997 im Rahmen der Lateinamerika-Konferenz der deutschen Wirtschaft haben die gegenseitigen Beziehungen noch vertieft.« Auch die Peru-Reise von Staatsminister Volmer im Sommer '99 steht in dieser Tradition: Vorsichtige Kritik an Menschenrechtsverletzungen bei gleichzeitiger Vertiefung der Wirtschaftsbeziehungen.

Verhängnisvolle Affären

► Aber dann stolperte Fujimori doch noch über einige »Affären« – so wurde der Ankauf eines Parlamentsabgeordneten durch seinen Geheimdienstchef und persönlichen Berater Montesinos auf einem Video dokumentiert. Montesinos musste daraufhin – schon Wochen vor Fujimori – zurücktreten und setzte sich ins Ausland ab. Zuletzt blieb dem Präsidenten nicht einmal der Rücktritt vergönnt. Das Parlament wies ihn zurück und setzte ihn stattdessen ab. Jetzt – wenige Monate nach seinem Peru-Besuch zur »engeren Einbindung der Anden-Gemeinschaft in den EU-Lateinamerika-Dialog« – lässt Staatsminister Ludger Volmer in einer Pressemitteilung des Auswärtigen Amtes verlauten: »Ich hoffe, dass die politische Krise in diesem Land in einem friedlichen und demokratischen Prozess überwunden werden kann. Der demokratischen Regeln widersprechende Verlauf der Präsidentschaftswahlen im April und Mai diesen Jahres hatte das Land in eine tiefe innenpolitische Krise gestürzt.«

Der Beginn der »Krise« wird also nicht beim Putsch vor acht Jahren, sondern erst bei den letzten Wahlen angesetzt. So rechtfertigt die jetzt demonstrierte Empörung noch im Nachhinein die jahrelang so einträchtige wie einträgliche Kooperation mit dem Ex-Präsidenten.

► **Bernhard Merk** ist Geschäftsführer der Informationsstelle Peru und Mitarbeiter im **iz3w**.

Konrad Winter: »Tools« (Faustkeil)

»Indem Sie die Druckformatvorlage des Dokuments mit der Druckformatvorlage der Druckformatvorlage verbinden, können Sie die Druckformatvorlage der Dokumentenvorlage aktualisieren.«

(aus: Handbuch zu WinWord 2.0)

Lesarten von Literatur

Im Alltagsgebrauch dient Schriftliches in der Regel der möglichst eindeutigen Vermittlung von Information, ohne dass die sprachliche Form dabei eine Rolle spielt. Für die Literatur gilt das Gegenteil: Der literarische Text hebt sich von der alltäglichen Verwendung der Sprache durch den gezielten und bewussten Einsatz sprachlicher Formen ab. Und das Ziel der literarischen Kommunikation ist eben nicht zweifelsfreie Eindeutigkeit oder pure Informationsübermittlung, sondern vielmehr die Verunsicherung und Verschiebung des alltäglichen Blicks auf die Realität.

Nun kann man sagen, dass sich auch in Gebrauchsanleitungen, die per Computerprogramm automatisch in verschiedene Sprachen übersetzt werden, Bedeutungen verschieben. Um Literatur handelt es sich dennoch nicht, steht doch immer noch Informationsvermittlung an erster Stelle, auch wenn sie misslingen mag. Kunst dagegen lädt uns dazu ein, die Wirklichkeit oder auch Fiktives, mit neuer Bedeutung oder aus einer anderen Perspektive wahrzunehmen. Sie durchbricht dabei in ihrer schöpferischen Freiheit die festgelegte Ordnung des Sinns und der Sprache.

Es ist die Neuanordnung der vorhandenen Inhalte sowie die Entwicklung neuer Formen, durch die sich die mitgebrachten Bedeutungen verschieben. Und diese Neu- oder Umdeutung der Wirklichkeit findet sowohl beim Schreiben als auch in der Interpretation beim Lesen statt.

Der Freiraum, den die Literatur für die Interpretation schafft, ist eine Gratwanderung zwischen Mehrdeutigkeit und Beliebigkeit. Die Literaturwissenschaft tritt auf den Plan, die Gefahr der Willkür des bloßen Subjektivismus in der Interpretation zu vermeiden. Doch auch in der wissenschaftlichen Metaperspektive bleibt ein Quantum Willkür bestehen. Die vier Literaturpäpste im Ring des Fernsehstudios sind beredtes Beispiel dafür.

Uns geht es im Themenblock darum, eben diesen subjektiven Standpunkt ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Die Abhängigkeit der Muster und Formen, die in der Arbeit mit den Texten zu Tage treten, soll von den verschiedenen Standpunkten der Betrachtung erkennbar bleiben. Im Dialog oder im Gespräch über Literatur wird der Wechsel der Perspektiven offenkundig.

Auch die Auswahl der einzelnen Artikel soll die Wichtigkeit der Blickwinkel verdeutlichen. Es geht um die Strukturen in den Werken und in der Sprache, aber auch um intellektuelle Moden und ideologische Muster bei SchriftstellerInnen und LeserInnen, um Denkformen wie Phallozentrismus oder Antisemitismus. Muster allerorten. Letztendlich wird diese thematische Klammer vor allem durch unseren Wunsch begründet, dem Gegenstand, also der Literatur und dem Kunstwerk, nicht unnötig Gewalt anzutun. Und durch die Folien hindurch hoffen wir, auch die jeweils ausgewählten Werke sichtbar zu machen.

die redaktion

Die Bilder im Themenblock sind von dem in Salzburg lebenden Künstler Konrad Winter. Auch wenn Assoziationen zu den Texten möglich sind, stehen sie doch ebenso sehr für sich. Auch sie wollen gelesen werden. Es sind Fragmente und Reflexionen, die die sinnlichen Aspekte, die Materialität und Körperlichkeit der Schrift ebenso betonen wie sie im Gegenzug die Lesbarkeit von Zeichen aufheben und der Form zu autonomer Entfaltung verhelfen.

Das Kreuz des Südens

Formvollendung und Widerstand der Werke

Kunst heißt nicht: Alternativen pointieren, sondern, durch nichts anderes als ihre Gestalt, dem Weltlauf widerstehen, der den Menschen immerzu die Pistole auf die Brust setzt.

T.W. Adorno

Anagramm: Thomas Cernay

Das Wesen von Literatur wie jeder Form von Kunst liegt in einer Herausforderung der Realität. Der Versuch, literarische Schablonen und verallgemeinerbare Kriterien zu schaffen, nimmt dem jeweiligen Werk diesen Sinn. Die Kategorie »Südliteratur« ist dabei nur ein besonders prägnantes Beispiel dafür, wie Bedeutung nicht im künstlerischen Werk selbst, sondern im »Zusätzlichen« gesucht wird. Gegen diese permanente Suche nach mehr Wert revoltiert die Kunst mit dem konsequentesten aller Mittel: Sie lässt nichts außer dem Genuss.

von **Thomas Cernay**

► Kunst und Literatur aus dem Süden leiden unter einer doppelter Last. Die schiefen Verhältnisse, die aus der Geschichte der Beherrschung hervorgegangen sind, werfen ihre Schatten als Rassismus und Exotismus auf AutorInnen und Werke. Dazu gesellen sich Zumutungen, mit denen die Kunst im Allgemeinen zu kämpfen hat und die vor allem die missverständliche Beziehung zwischen Form und Inhalt berühren. So mangelt es nicht an Versuchen, die Kunst mittels anbefohlener Inhalte zu gängeln. Dabei sind es die Formen, durch die das autonome Werk die Freiheit, die nicht ist, vorwegnimmt.

Was ist Literatur?, fragt der Titel eines berühmten Sartreschen Essays, das zu seiner Zeit auf die Entscheidung zwischen politisch engagierter und autonomer Schriftstellerei drängte. Im selben Atemzug, in dem sich Fragen nach dem Wesen der Literatur stellen, könnte schon die Erkenntnis dämmern, dass die Antworten, je nach Grundannahmen, höchst verschieden sind. Der jeweilige Standpunkt versteckt mit seinem scheinbar Zwingenden, eher aber Zwanghaften des Räsonierens seine eigene Willkür. Um sich Sartres Frage zu nähern, lohnt es also, noch ein wenig bei den blinden Flecken zu verweilen, die die Betrachtung der Literatur auf allen erdenklichen Ebenen berühren und beschränken.

Gute Sterne – schlechte Sterne

► Wer von Südliteratur spricht, hat eine Perspektive. Der Begriff nennt klar die Richtung des Blicks, den zugrundeliegenden Standpunkt jedoch unterschlägt er. Diesem Unterschlagenen entwinden sich – wie jüngst bei zwei Lesungen in Freiburg dem hiesigem Publikum – peinliche Fragen, mit denen Autorinnen überfallen und zu BotschafterInnen ihres Landes verkleinert werden. Während Assja Djebbar wegen der Weigerung des Publikums, sie als Künstlerin wahrzunehmen, wütend wurde, entzog sich Yvonne Vera der Antwort durch Fiktionalität: Auf die Frage, ob sie in Simbabwe sicher sei, wo alles in Anarchie zu versinken drohe, erzählte sie die süße Story vom Häuschen im tropisch Grün, verschiedenen Vöglein, die hereinkämen, um ihr Gesellschaft zu leisten, wie fürchterlich und gefährlich dagegen ihre Zeit in Kanada, an der großen Straße, gewesen sei und dergleichen mehr. Zuguterletzt ein Wink, sie sei ja nicht in Politik, sondern in Kunst und Kultur engagiert. Die nächste Frage betraf den steigenden Benzinpreis und seine Auswirkung auf die Bevölkerung. Ein Problem von Fahrzeugbesitzern, gab Vera zurück. In Simbabwe hätten die meisten Leute, wie sie selbst auch, keinen Wagen. Es ließ sich dennoch nicht abbiegen, dass die Unterhaltung Richtung auf die steigenden Fahrpreise der Omnibusse nahm.

Schiefe Blicke erst machen die Literatur der Dritten Welt zu Südliteratur

Die Aussonderung und Formung des Wahrnehmbaren durch den Blickwinkel, im obigen Beispiel der deutsch-kollektive, benzin- und preisfixierte, ist total. Nur das vermeintlich Eigene wird im Andern erkannt. Es ist die unvermittelte Gleichzeitigkeit von weltweiten Benzinprotesten und simbabwischen Landbesetzungen in den Nachrichten heimischer Medien, die auf dem südliterarischen Abend brav nachgespielt wird. Im Verhältnis zu dieser Ignoranz – vielleicht die bewussteste Annäherung an die Wirklichkeit der Autorin und des vorgetragenen Werkes – erscheinen sogar rassistische Zurückweisung und exotistische Einverleibung als geistreichere Standpunkte, weil sie zumindest irgendeine Wahrnehmung des Anderen voraussetzen.

Authentischer Rassismus – falsche Wilde

► Während in avancierten Theorien die Authentizität dekonstruiert wird, verliert sie in alltäglichen Diskursen alles andere als ihre Attraktivität. Die Zersplitterung der Moderne schafft ihre Gegenbewegung, die verstärkt nach Ursprüngen und Orientierungsmustern sucht. Auch bei dieser Suchbewegung taucht Abgedrängtes in die Sprache. Das Spiel Yvonne Veras mit dem Exotismus der tropischen Szene ermunterte zu einer weiteren Frage, in der Einverleibung und Zurückweisung wie die Seiten der Medaille vereint waren: »Hatten Sie reiche Eltern? Oder wie war es Ihnen möglich, in Kanada zu studieren?« Offensichlich liegt in der Gegenwart der schwarzen Autorin und Kulturwissenschaftlerin ein tieferes Problem. Stellvertretend steht sie für die Wünsche, dem dominanten System und dem Unbehagen darin zu entkommen. Ein Widerstand, den man selbst nicht leistet, zu dem es aber passt, die Autorin persönlich als elend oder zurückgeblieben zu sehen. Die Identifikation mit der Figur der edlen Wilden ist ambivalent, zur Anbetung des authentischen Objekts tritt ein agressives und abwehrendes Moment: die Zuschreibung einer imaginierten Rückständigkeit. Beide Pole werden durch die wirkliche Vera zerbrochen. In dieser ausweglosen Situation soll der Widerspruch, der sich aus Rückständigkeit und Authentizität sowie aus Imagination und Realem ergibt, durch die Allmacht des Geldes gelöst werden. Tatsächlich wird er der Autorin untergeschoben – als unterstellter Verrat an der Sache der Unterdrückten, für die sie Stimme zu sein hat. Das böse Geld fungiert als einleuchtender Grund für die Beendigung des unschuldigen Zustandes und darüber hinaus wird die Familie

und somit die Künstlerin selbst mit dem Übel identifiziert.

Schiefe Blicke wie diese machen die Literatur der »Dritten« Welt zu einer zweiten Art der Literatur, eben der Südliteratur. Es ist schwer vorstellbar, dass der Begriff unter den Bedingungen von Staats- und Warenform anders als ungut entwickelbar wäre. Südliteratur als Pendant zur nationalen Literatur ist durch die Generalisierung – von Nordliteratur spricht niemand – nur Ausdruck kolonialistischer Perspektive. Ebensogut passt Südliteratur zur reflexhaften Frage nach dem Herkunftsort der Ware, die man auf mehr oder weniger gewaltsame Weise etikettiert und sich einverleibt. Noch dazu kann der Begriff den Werken im Allgemeinen, der Literatur, nur äußerlich bleiben. Wenn das Wesen der Kunst in einer Herausforderung des Realen liegt, zumindest in der Behauptung eines Standpunktes außerhalb oder jenseits der Realität, der den Zwang transzendiert, dann macht die Frage nach dem Ort von Produktion und Handlung nur auf der Ebene des konkreten Werkes Sinn.

Falsche Freunde – reale Widersprüche

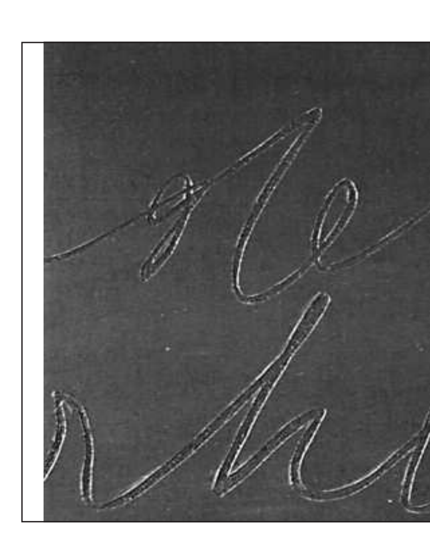
► Auch wenn die begriffliche Einheit der Literatur wiederhergestellt ist, verhindert die Sprachregelung nicht die vielfältigen rationalistischen Verschandelungen. Die Übermacht des Realen macht die Literatur zur endlosen Verausgabung, denn sie muss stets erneuert werden, um sich diesem Zugriff zu entziehen. Sogar aus politischer Solidarität mit den Ausgebeuteten werden der Literatur sinnlose Vorgaben zugemutet, wie sich an der Debatte ums Engagement beispielhaft nachvollziehen lässt. Auch Sartre erlag dem möglichen Missverständnis bei seinem Versuch, die Form dem Inhalt unterzuordnen und die Literatur durch ihre Neubegründung als engagierte zu retten. Das Engagement als Ausdruck der Entscheidung, Freiheitspol in Sartres Existentialismus, soll Antwort geben auf eine Krise, die sich mit den Abstraktionen der modernen Kunst andeutet. Zum ersten sind aber die Widersprüche, in die sie gerät, meist keine der Werke, sondern der Realität, aus der sie hervorgehen, zum anderen enthält die Entscheidung nicht die Freiheit, sondern die vorgegebene Alternative. Und so gerät die Entscheidung für die engagierte Literatur zwangsweise zu einer gegen das autonome Werk – ein Werk, das vom Künstler verlangt, Partei zu ergreifen, sie ansonsten als Fetisch und müßige Spielerei diffamiert.

Die Zuspitzung auf die Frage 'engagiert oder nicht' lässt Adorno ins Leere laufen: »Jede der beiden Alternativen negiert mit der anderen auch sich selbst: engagierte Kunst, weil sie, als Kunst notwendig von der Realität abgesetzt, die Differenz von dieser durchstreicht; die des l'art pour l'art, weil sie durch ihre Verabsolutierung auch jene unauslöschliche Beziehung auf die Realität leugnet, die in der Verselbstständigung gegen das Reale als ihr polemisches Apriori enthalten ist.« Jenseits der falschen Alternative bleibt die Kunst ein besonderer, der Realität entgegengesetzter Standpunkt. Und sie bezieht diese Möglichkeit vor allem aus der Form ihrer Gebilde. Der schöpferische Prozess dieser Verselbstständigung vollzieht sich in der formalen Arbeit mit dem Material, denn umstandslos lassen sich die vorgegebenen Bedeutungen nicht ändern. Ein Wort, das in die Dichtung eingeht, entledigt sich weder ganz der Bedeutung, die es im Alltag besitzt, noch bleibt sie, selbst im traditionellen Roman nicht, unverwandelt die Gleiche: »Die Rudimente der Bedeutungen von draußen sind das unabdingbar Nichtkünstlerische an der Kunst. Nicht aus ihnen ist ihr Formgesetz herauszulesen, sondern aus der Dialektik beider Momente. Es waltet in dem, worein die Bedeutungen sich verwandeln.« (Adorno)

Für das Verständnis dieses Verwandlungsprozesses kann die Funktion von Form und Inhalt nicht ungleich genug gedacht werden. Die Arbeit des Künstlers spielt sich im Formalen ab. Es ist das Arrangement, das aus dem Mitgebrachten durch Verschiebungen das Neue gewinnt. Bei Sartres Dramen und Romanen missrät das Kunstwerk zur Mitteilung der eigenen Philosophie. »Nach dem Maß des Gedichteten aber«, so Adorno, »ist das Mitgeteilte, und wäre es noch so sublim, kaum mehr als ein Stoff. Sartres Stücke sind Vehikel dessen was der Autor sagen will, zurückgeblieben hinter der Evolution ästhetischer Formen.« Jenseits der Freiheit des Verfassers und der Subjektivität der Interpretation zwingt das gesellschaftliche Ganze die Werke, formaler, abstrakter zu werden in einer abstrakt gewordenen Welt. Und zugleich gibt es einen merkwürdigen Hass auf's Abstrakte wie auf's hermetische Werk, dem Adorno nicht umsonst die Gefolgschaft verweigert.

Der Widerstand – ein Anagramm

► Ein in seiner Eindrücklichkeit kaum zu überbietendes Beispiel dafür, wie die Literatur die Formen des Realen untersucht, ist die archaische Poesie. Am Beginn der überlieferten Dichtkunst steht die formale Analyse der alltäglichen Sprache, aus der einfache Regeln wie Versmaß, Reim und Alliteration hervorgehen. Sie sind Teile eines allgemeineren Phänomens, das darin besteht, dass in der vormodernen Dichtung nicht nur wie im Stabreim die Anfangsbuchstaben, sondern alle Silben alliterieren oder assonieren oder in irgendeiner Lautharmonie inbegriffen sind. Die Laute des sprachlichen Materials werden mit

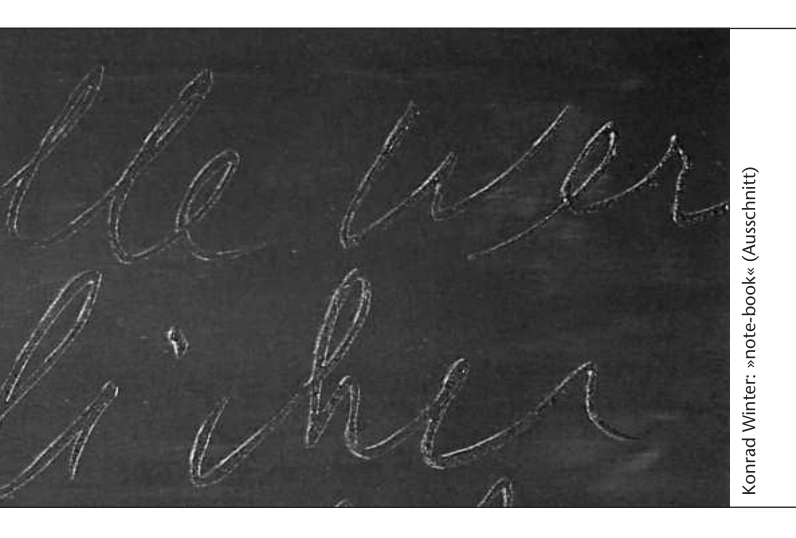


einer einfachen Abzählregel organisiert. Für jeden Vokal im Vers gibt es einen Gegenvokal. Das gleiche gilt für Konsonanten. Saussure nannte dies das Gesetz der Paarbildung: »Die Vokale paaren sich immer genau und müssen als Rest immer Null ergeben.« Dass die Silben und Buchstaben gezählt werden, ist deutlicher Hinweis auf die Bewusstheit des Kunstgriffs.

Baudrillard entwickelte eine subversive Deutung dieser Poesie. Die Wiederholung, die immer den Rest Null ergibt, ist keine Anhäufung, keine Akkumulation, sondern Auslöschung. Nichts Zusätzliches wird gewonnen, sondern das begrenzte Material aufgewogen und restlos aufgebraucht. Diese Struktur des symbolischen Tausches reflektiert die erbarmungslose Logik des real existierenden, ökonomischen Tauschens. Mehr noch: Es wird gegen diese Ordnung revoltiert.

Nicht nur durch die einzelnen Buchstaben wird die Akkumulation als Form negiert. Darüber hinaus analysiert die Poesie »die lautliche Substanz der Wörter, um durch die Anspielung auf einen bestimmten Namen akustische oder signifikative Folgen zu bilden ... ganze Verse scheinen ein Anagramm vorheriger Verse zu bilden, sogar über große Enfernungen im Text.« (Baudrillard) So gibt die Zeile AASEN ARGALEON ANEMON AMEGARTOS AUTME Echo auf den König AGAMEMNON. Dessen lautliches Material wird in Analogie zur rituellen Tötung des Herrschers zerschnitten, zerstückelt und – wahrscheinlich aufgegessen. »Die symbolische Handlung (...) besteht niemals in der Wiederauferstehung einer Identität, sie ist im Gegenteil immer eine Auflösung des Namens, des Signifikanten, eine Extermination des Termes und eine unwiderufliche Zerstreuung – sie macht jene intensive Zirkulation im Inneren des Gedichtes möglich (wie auch in der primitiven Gruppe bei einem Fest oder in der Opferhandlung), sie gibt der Sprache den Genuss zurück, von dem auch wieder nichts übrig bleibt und aus dem nichts resultiert.« (Baudrillard)

Mit der Weiterentwicklung der ästhetischen Formen verloren diese Regeln nicht nur ihre uneingeschränkte Geltung, auch ihre Wirkung hat sich ins Gegenteil gekehrt.



Konrad Winter: »note-book« (Ausschnitt)

Längst treten wir alle als Teile eines Produktionssystems vors Kunstwerk. Die Texte werden durchwühlt, wie einst die Eingeweide der Opfertiere, um neue Bedeutungen herauszuziehen. Das Subversive in der Form der Alliteration ist zum Ausdruck der Akkumulation gebändigt, das Echo der Sprache taugt noch für die täglichen Überschriften, zur Steigerung der Aufmerksamkeit, im Verein mit dicken Lettern und Unterstreichungen. In Gedichten kommt es zu Interpretationen wie dieser: »... the faint fresh flame of the young year flushes / from leaf to flower and flower to fruit... In Swinburns Versen spüren wir wie der Wind weht, ohne dass es in dem Gedicht ausdrücklich erwähnt wird« (nochmal Baudrillard). Also, je ärger es im Gedicht alliteriert, um so mehr und tiefer die Schätze an zusätzlicher Bedeutung. Wurde im archaischen Vers streng darauf geachtet, dass sich alle Elemente austauschen und nichts übrig bleibt, so hat sich die ökonomische Realität das Reich der Poesie wieder einverleibt und es geht gerade um den Rest, um ein mehr an Bedeutung – kurz, um Wert.

Statt sich unter solch fertige Schemata subsumieren zu lassen, müssen die Werke den spezifischen Mitvollzug, den sie verlangen, durch die unausgesetzte Weiterentwicklung ihrer Formen erzwingen. Und dieser Mitvollzug muss dem konventionellen Verstehen abschwören, wenn der Bruch mit dem Realen gelingen soll. Das Kunstwerk geht nicht nur so wenig wie alles andere im Begriff auf, es fordert gerade durch den Schock des zunächst Unverständlichen begriffliches Denken heraus. Aber auch die Rede über Literatur muss sich der Unzulänglichkeit des identifizierenden Schematas stets bewusst bleiben, damit sie zur »lebendigen Erfahrung eines nicht schon Approbierten fähig« (Adorno) wird. Die unvermeidliche Willkür und Gewalt, mit der der Standpunkt dem Gegenstand begegnet, kann nur durch die Lust zu fortgesetzter Reflexion der Widersprüche, die mit ihm verbunden sind, gemildert werden. Und durch die List, den Standpunkt immer wieder aufs Neue zu verschieben.

Literatur:

- T.W. Adorno, Noten zur Literatur, Gesammelte Schriften Bd.11, Suhrkamp, 1997.
- J.P. Sartre, Was ist Literatur?, Schriften zur Literatur Bd.3, Rowohlt, 1983.
- J. Baudrillard, Der symbolische Tausch und der Tod, Matthes&Seitz, 1991.

► **Thomas Cernay** ist Mitarbeiter im **iz3w**.

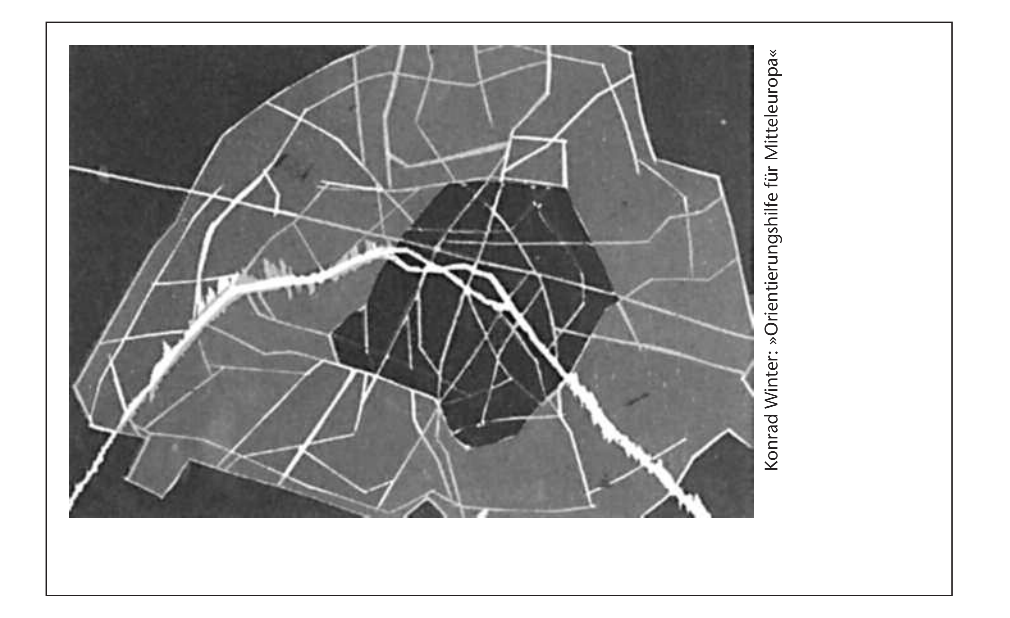
Metropolen durchquert und durchkreuzt

Wanderungen durch das »Schwarze Buch« und die »City of Glass«

von **Leyla Ercan**

Die Herrschaft männlicher Identitätskonstruktionen lebt im Kern vom Mythos männlicher Geistig- und weiblicher Körperlichkeit. Wenn dieser Mythos zerbricht, weil sich der weibliche Pol entzieht, beginnen hoffnungslose Irrfahrten wie die der Anti-Helden in Orhan Pamuks *Schwarzem Buch* und Paul Austers *City of Glass*. An so unterschiedlichen Schauplätzen wie Istanbul und New York entwickeln sich tragische Parallelen. Und noch während sich die Identität der beiden Pseudo-Detektive in ihren Sinnkonstruktionen verwirrt und auflöst, erdichten sie das Weibliche neu.

► »Geschriebenes ist wie eine Stadt, zu der die Worte tausend Tore sind«, bemerkte einer der einflußreichsten Metropolenliteraten und -theoretiker des 20. Jahrhunderts, Walter Benjamin. Mit der Figur des Flaneurs, der auf seinen Wanderungen die zeichenhafte Metropole und ihre Bewohner zu dechiffrieren sucht, schuf er ein Urbild für alle nachfolgenden literarischen Großstadtwanderer. Paul Austers Kurzroman *City of Glass* spielt in New York, der Metropole der westlichen Welt. Das Schwarze Buch von Orhan Pamuk hingegen ist Istanbul gewidmet, einer orientalischen Dritte-Welt-Metropole. Auf unterschiedliche Art, jedoch in hohem Maße selbstreflexiv, ringen beide Autoren in ihren Erzählungen mit dem unerschöpflichen textlichen, d.h. literarischen, geschichtlichen und kulturellen Erbe ihrer Heimatstadt. Während der Benjaminsche Flaneur sich noch sicher im Glauben an eine Lesbarkeit des Stadtraums wähnte, drohen die Figuren, die die Großstadt im Roman der Gegenwart bewandern, geradezu an der Un-Lesbarkeit der Städte zugrunde zu gehen. Daniel Quinn und Galip, die Pseudo-Detektive bei Auster und Orhan Pamuk, eigentlich Leser-Schriftsteller, verbringen den Großteil ihrer Nachforschungen damit, labyrinthische Karten zu zeichnen, Rätsel zu lösen oder sich in Paradoxien zu verfangen. Sie begeben sich auf die Suche nach vermissten Personen. Ziellos durch die Straßen von New York und Istanbul schweifend, verlieren sie sich in und verschmelzen mit der Stadt. Ihre verzweifelten Versuche, die urbane Zeichenwelt, die »Architektur« der Metropole zu entziffern, um der Lösung des Falls näher zu kommen, schlagen fehl. Und immer wieder werden sie


Konrad Winter: »Orientierungshilfe für Mitteleuropa«

zurückgeworfen auf sich selbst, verfangen sich in ihren eigenen projektiven Sinnkonstruktionen.

Es sind vor allem sprachphilosophische Kontemplationen, die den zeitgenössischen Großstadtroman auszeichnen und zu einem selbstbezüglichen Genre avancieren lassen – zu einer Gattung, die, entgegen der heraufbeschworenen Erschöpfung und Aushöhlung des Stadtromans, neue ästhetische Formen hervorzubringen vermag. Wie in den Prototypen des metaphysischen Detektivromans der Postmoderne, in Pynchons *The crying of Lot 49* und Ecos *Il Nome della Rosa*, wird auch hier die anfängliche Fahndung nach verschwundenen Personen allmählich abgelöst von einer teleologischen Suchbewegung, dem Aufspüren eines Sinnzentrums. Das Begehren der Protagonisten nach sprachlichen und erkenntnisstiftenden Gewissheiten in der Stadt, die ihrem Leben und ihrer verunsicherten männlichen Identität Sinn- und Seinspräsenz verleihen könnten, findet jedoch keine Erfüllung. Es ist kein Zufall, dass die flanierend Suchenden und Lesenden nahezu ausschließlich männlichen Geschlechts sind, die Diskurs- und Imaginationsgeschichte der Stadt stützt sich auf eine weitestgehend androzentrische Stadterfahrung und ist deshalb eng verknüpft mit der konfliktreichen Geschichte der Geschlechterverhältnisse. Es sind Eroberer, Entdecker, Stadtgründer, Flaneure, immer männliche Subjekte, die den Stadtraum als Natur, als Körper, als Organismus, als Schrift imaginieren und in die Nähe von Diskursen über Weiblichkeit rücken.

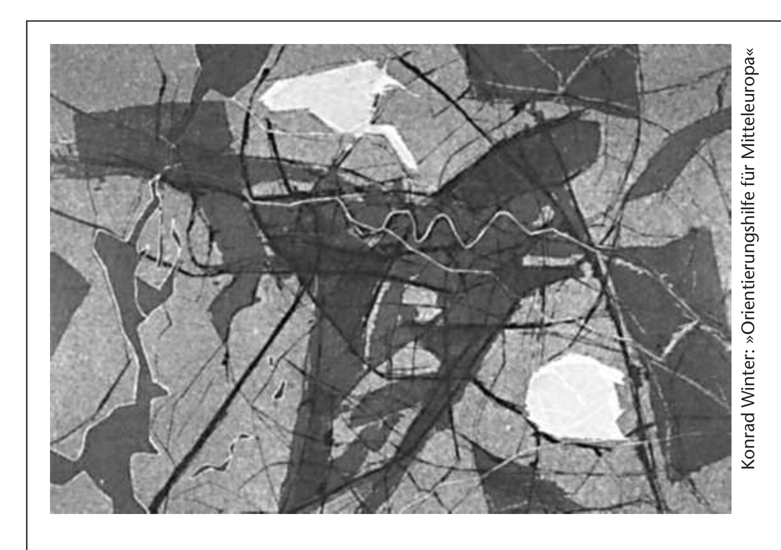
Selbst im postmodernen Großstadtroman, der die binären Denkmuster der abendländischen Kultur zu durchkreuzen vorgibt, werden in ausgesprochen subtiler Manier die altbewährten Bilder der Männlichkeits-Weiblichkeits-Dichotomie fortgeschrieben. Auch wenn das Lesen des Stadtraums und seiner Zeichen, die Sinn- und Identitätskonstitution des männlichen Subjekts in Pamuks und Austers Romanen scheitert, wird noch im Scheitern konnotativ auf einen – wenn auch bis zur Unkenntlichkeit entkörperlichten und zur Schriftphilosophie sublimierten – Weiblichkeitsdiskurs verwiesen. Anfänglich jagt Galip dem Traum, der flüchtigen Essenz des Weiblichen nach, versinnbildlicht in der Person seiner Frau Rüya, von der er sich jedoch schnell ab- und dem »Rätsel der Stadt« zuwendet. Die undurchdringliche Andersheit der Stadt und die Materialität der urbanen Schriftzeichen ersetzen immer mehr die Weiblich- und Körperlichkeit Rüyas, über die Galip seine Männlichkeit schöpft. Daniel Quinn indes bewegt sich in einem scheinbar geschlechtslosen, frauen-freien, ätherischen StadtSprachRaum, nichtsdestoweniger schwingen in *City of Glass* in dem dominierenden Motiv des unintentionalen Schreibens mit dem Körper weiterhin die traditionellen Mythen von weiblichem Unbewußten und Körperlichkeit in subtiler Form mit.

Spuren im Rätsel der Stadt

► »Meine private Enzyklopädie von Istanbul«, wie Orhan Pamuk *Das Schwarze Buch* zu nennen pflegt, ist in der Tat ein opus magnum, das alles absorbiert zu haben scheint, was bis dato geschrieben wurde. Nicht nur, dass Pamuk mit seinem Kompendium des postmodernen türkischen Seins und Schreibens literarisch-selbstreflexiv eine ganz eigene Synthese aus europäisch-westlicher Literaturtradition und orientalischer Erzählart vollbringt, er lässt darüber hinaus auch das zu Wort kommen, was das heutige Istanbul politisch und kulturgeschichtlich »umtreibt«. Aus der Perspektive der östlichen »Verlierer« entfaltet Pamuk eine anti-faktische Phantasieversion der offiziell dokumentierten Geschichte Istanbuls und der Türkei.

Die weitschweifige Geschichte des Romans ist kurz erzählt: Der windige Rechtsanwalt Galip sucht seine geliebte Frau Rüya, die spurlos verschwunden ist. Rüya, deren Name im Türkischen »Traum« oder »Traumgesicht« bedeutet, ist nie körperlich präsent in der Geschichte. Die Abwesenheit ihrer für Galip identitätsstiftenden Weiblichkeit stürzt ihn in eine umfassende Sinnkrise. »Und er begann sie zu suchen. Wo er auch hinging innerhalb der Stadt, fand er eine Spur von ihr, doch nie sie selbst. ... Er liest seine eigene Vergangenheit aus den Spuren der Stadt, dieser Mann.« Die sich Galip entziehende Weiblichkeit steht als Allegorie für die Unbeständigkeit und Flüchtigkeit der individuellen Erinnerungen, die mit dem kollektiven Gedächtnis, der Geschichte des türkischen Volkes verflochten ist. Doch vergeblich versucht Galip in seinen verschwommenen Erinnerungen, nachträglich dem Wesen seiner mysteriösen Frau und ihrer Weiblichkeit habhaft zu werden. Unweigerlich schreibt er sie, wie die Geschichte des Landes, im Akt des Erinnerns immer wieder neu, ohne jedoch die »wirkliche« Rüya zu begreifen. Er sinnt lange über das letzte Telefongespräch mit ihr, darüber »ob es wohl Rüya gewesen sein mag, mit der ich gesprochen habe oder eine Andere«, und stellt sich vor: »wie diese Andere ihn getäuscht hatte, weil Rüyas Worte sich ständig wandelten in seiner Erinnerung und er ihnen misstraute. Ein andermal wieder sollte er meinen, zwar richtig gehört zu haben, was Rüya gesagt hatte, aber nicht sie, sondern er selbst sei nach dem Telefongespräch ein Anderer geworden. Er konstituierte mit seiner neuen Persönlichkeit von neuem, was er falsch gehört oder falsch behalten zu haben glaubte.«

Dennoch ist die geheimnisvolle, traumähnliche Rüya schon bald vergessen. Erfolglos wendet sich Galip der Stadt Istanbul zu, und zugleich verliert er sich in den gesammelten Istanbul-Kolumnen des Journalisten Celal Salik, Rüyas Halbbruder, der auch vermisst wird. Galip begibt sich auf eine Lesereise, die sich kapitelweise alternierend zu seinen Stadtwanderungen entfaltet. Er hofft, in Celals täglichen Istanbul-Meditationen und historischen Kontemplationen einen codierten Hin-



Konrad Winter: »Orientierungshilfe für Mitteleuropa«

weis auf den Verbleib der Geschwister zu finden. Die Suche nach dem realen weiblichen Subjekt wird mehr und mehr sublimiert zur Erkundung des Prinzips der Weiblichkeit im Text, in der Textur der Stadt, deren auffällig weiblich konnotiertes Mysterium es ersatzweise zu begreifen, gewissermaßen zu penetrieren gilt. Und inmitten dieser twilight zone erwächst die Metropole Istanbul, die an die Stelle von Rüya tritt und zur eigentlichen Protagonistin aufrückt, als ein historisches Palimpsest [1], collagiert aus den mannigfaltigen Bedeutungssystemen der Vergangenheit und der Gegenwart:«Byzantion, Byzos, Nova Roma, Romani, Tsargrad, Miklagard, Konstantinopolis, Cospoli und Istin-Polis.«

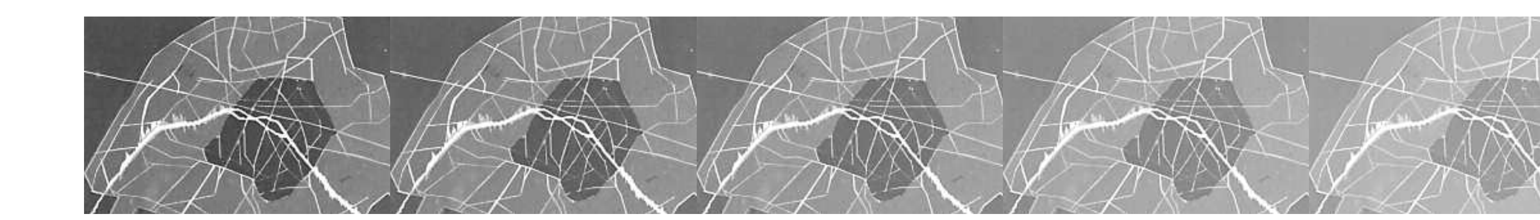
Galips Reise durch die dunklen Gassen der Metropole entfaltet sich immer mehr als eine intertextuelle Reise. Die Plätze, an die er ziellos gerät, sind fast durchweg literarischen Orten nachempfunden, eingezeichnet in die Straßen einer imaginären literarischen Stadtkarte. Das Schaufensterpuppen-Atelier im Untergrund, das Galip aufsucht, entpuppt sich als Parodie auf Dantes *Inferno der Verdammten*. Die Beschreibung der mit Müll und Relikten der Vergangenheit gefüllten Istanbuler Hochhausschluchten erinnert an die Brunnenschächte in Rumis *Mesnevi*, und die stürmische Winternacht, die Galip mit einer Schar junger Geschichtenerzähler im Pavillon Pera Pallas verbringt, ist offensichtlich Boccaccios *Decameron* entnommen. Sogar Freuds topographisches Modell der menschlichen Psyche geht ein in die Struktur der Stadt, die zu einer von der »Wiederkehr« der verdrängten Vergangenheit bedrohten anthropomorphen Landschaft verschmilzt. Diesem vielschichtigen urbanen Unbewussten, dem Chaos und den Frauen gibt sich Galip auf seinen nächtlichen labyrinthischen Wanderungen durch die desintegrierende, apokalyptische Metropole hin. Die Istanbuler Nächte sind weiblich, bevölkert von desillusionierten Filmsternchen, hoffnungsvoll den Messias erwartenden Prostituierten, ehemaligen Verehrerinnen, Ausgeschlossenen und Marginalisierten. Die sonderbaren Gestalten, auf die Galip stößt, und deren Geschichten scheinen allesamt Variationen seiner eigenen Erlebnisse und Angstphantasien zu sein, verworfene Teilaspekte seiner selbst. Diese in Istanbul zirkulierenden Geschichten von besessenen, verblendeten Liebhabern, von obsessiven Liebschaften und unerwiderten Lieben, die wiederholten Anklänge an Poes und Prousts sterbende oder verschwundene schöne Frauen bewirken eine Erotisierung der Stadt und transformieren diese in einen phantasmagorischen Raum bedrohlicher Weiblichkeit.

Fiktion und Realität durchdringen einander und erschaffen einen fortwährend zwischen Stofflichkeit und Textlichkeit oszillierenden Stadtraum. Diese Vertextlichung der Realität macht auch keinen Halt vor dem Menschen. Als Allegorie einer »schon-immer-Verschwundenen« ist Rüya kein handelndes Subjekt. In Galips unzuverlässigen Reminiszenzen manifestiert sie sich als eine Schriftspur, ein aus den tradierten Symbolsystemen der Vergangenheit komponiertes Wesen, das lediglich präsent ist in den Worten ihres Abschiedsbriefes: in den geheimnisvollen, in grüner Tinte festgehaltenen Schriftzügen, die im Laufe der Geschichte an den unerwartetsten Orten zum Vorschein kommen. Neben der Allegorisierung Rüyas als Stadt findet somit eine Verschiebung des Augenmerks von der Frau auf den textlichen Stadtdiskurs und schließlich auf die Architektur und die Schriftzeichen der Stadt statt, in deren Verlauf die Materialität und Körperlichkeit der Sprache den Diskurs über den Verlust der »realen« körperlichen Weiblichkeit aufzufangen scheint. Galips Trachten nach der »zweiten Wahrheit« hinter den manifesten graphischen Zeichen eines Textes, in der Materialität der urbanen Zeichenwelt steht für das in die Sprache, in das sprachlich Unbewußte abgedrängte Begehren nach dem Weiblichen. Die Bestrebungen des männlichen Subjekts, die Stadt sprachlich zu repräsentieren, d.h. in die symbolische Ordnung zu heben, vollzieht sich stets über den Ausschluss, die Nicht-Präsenz der Frau. Und es ist die Wiederkehr der verdrängten Weiblichkeit und Leiblichkeit in der Materialität der Schrift, die eine sabotierende Wirkung auf Galips Sinnkonstruktionen ausübt.

Es sind Eroberer, die den Stadtraum als Körper in die Nähe von Diskursen über Weiblichkeit rücken

Gefangen im Stadtplan

► In *City of Glass* ist das Ich Quinns, der seit dem Tode seiner Ehefrau und seines Sohnes jeglichen Lebensantrieb verloren zu haben scheint, von Anfang an ein fragmentiertes, dezentriertes, das sich in seinem entfremdeten Schriftstellerdasein – er veröffentlicht unter dem Pseudonym William Wilson Geschichten vom Detektiv Max Work – manifestiert: »In der Dreiheit von Personen, die Quinn geworden war, diente Wilson als eine Art Bauchredner, Quinn selbst war die Puppe, und Work war die belebte Stimme, die dem Unternehmen Sinn und Zweck gab.« Eine kleine biographische Notiz von Paul Auster zur Entstehung des Romans und zur Figur des Daniel Quinn legt nahe, dass es die Abwesenheit der Familie, insbesondere der Frau und des weiblichen Prinzips ist, die Quinn in die Identitätsverwirrung treibt: »*City of Glass* ist, so denke ich, auf mehrere Weisen eine Hommage an Siri (seine Ehefrau, L.E.), ein Liebesbrief in Form einer Novelle. Ich versuchte mir vorzustellen was aus mir geworden wäre, wenn ich sie nicht getroffen hätte, und was dabei herauskam war Quinn.« Die quest des Detektivs wandelt sich, wie auch bei Orhan Pamuk, in eine Exploration des mysteriösen Raums der Signifikationsprozesse und eine Infragestellung von sprachlichen, erkenntnistheoretischen und ethischen Para-



metern. Auster macht es sich zur Aufgabe, »die mythischste aller Städte« als eine substanzlose »Antistadt, als Kunstgriff der Imagination« zu entlarven. Hinter der Simplizität und Transparenz des Stils lauert jederzeit eine abgründige Welt der Fragen und Paradoxien, denn das wahre Rätsel dieser »meta-anti-detective story« dreht sich um Natur, Funktion und Bedeutung der Sprache. Noch potenzierter als in Pamuks Istanbul scheint in Austers New York kein »Jenseits der Stadtkarte« zu existieren. Das, was erzählt wird, ist lediglich das Skelett des New Yorker Stadtplans: ein lückenlos erschlossener Raum, der vollends die Möglichkeit der Darstellbarkeit und der Existenz eines »eigentlichen« Ortes negiert. »Auf seinen besten Gängen vermochte er zu fühlen, dass er nirgends war ... New York war das Nirgendwo, das er um sich her aufgebaut hatte, und es war ihm bewusst, dass er nicht die Absicht hatte, es jemals wieder zu verlassen.«

City of Glass ist eine Erzählung, in der es keinen Stillstand gibt, es ist eine Fabel von Körperbewegungen. Der Detektiv Quinn soll Peter Stillman beschatten, einen alten Theologieprofessor, der sich zu Quinns Ungunsten als äußerst agil herausstellt: Denn der Alte, gerade aus dem Gefängnis entlassen, tut nichts anderes, als tagein-tagaus ziellos durch die Straßen von N.Y. zu schweifen. Nach 13-tägiger Beschattung, akribisch festgehalten in einem Notizbuch, muss Quinn resignierend erkennen, das Stillman »niemals irgendwohin zu gehen« schien, dabei aber ein »eng umgrenztes Gebiet« nicht verließ. Einer Eingebung folgend, beginnt Quinn eine Topographie der Wanderungen zu erstellen, eine Karte, die den wandernden, flüchtigen Körper Stillmans transzendiert: der Kartenzeichner Quinn erhebt sich über den realen Ort N.Y. und nimmt eine himmlisch-göttliche Metaperspektive auf die Stadt ein. Dabei macht er eine verblüffende Entdeckung: Stillman schreibt mit dem Körper Buchstaben in den Stadtraum ein, deren Kombination die biblische Wortfügung »The Tower of Babel« ergibt.

Quinns Transkription einer Buchstabenlandschaft überführt, wie jede Karte, den vom Menschen erlebten »realen« Raum in die symbolische Ordnung, veranschaulicht im systematisch-abstrakten Charakter der New Yorker Topographie. Nicht nur der Körper wird aus dem System eliminiert, auch dessen flüchtige Bewegung wird fixiert. StillMan, der nicht stillstehen wollende »Noch-Mensch«, wird in der Karte und durch die Karte schließlich zum Stillstand gebracht. Das Sinnbild des wandernd Schreibenden verweist darauf, dass Sinngebungsprozesse einem ursprünglichen Körper-Raum-Dialog, etwa dem bei Kristeva »chora« genannten vorsprachlichen Triebraum entspringen, der in der logozentrischen Vorstellung von Sprache maßgeblich verdrängt wird. Logozentrische Sinnkonstruktion ist, Julia Kristeva zufolge, ein Akt »of a transcendental ego, cut off from its body, its conscious, and also its history.« Aus einem Subjekt, das seine Brüchigkeit in der Sprache bedeutet und praktisch austrägt, wird ein verkennendes und verdrängendes, für das der physische, »natürliche«, nicht transzendente Körper, im Geschlechterdiskurs mit dem Weiblichen assoziert und aus kulturellen Bedeutungssystemen ausgeschlossen, immer das Andere der Sprache repräsentiert. In *City of Glass* wird der phallo-logozentrische Gestus in seiner starren, jenseits der Körpererfahrung operierenden Strukturiertheit entlarvt. Nur kurze Zeit genießt Quinn die Freiheit seines Körpers von der Tyrannei des logozentrischen Dranges nach Sinn und Ziel. Doch schon bald fällt er zurück ins androzentrische Muster des »mapping« und hält Ausschau nach Strukturen, die die freie Bewegung seines Körpers zentrieren können. Zumindest prinzipiell wird im Flaneur des gegenwärtigen Metropolenromans die traditionell verdrängte Beziehung von Körperlichkeit und Sinngebungsprozessen wiederhergestellt. Durch das unintentionale Schreiben mit dem Körper betritt das »Wissen des Körpers« und mit ihm die mit dem Unbewussten und der Körperlichkeit assozierte Weiblichkeit das geschlossene System metaphysischen Denkens.

Das Weibliche als Metapher für die Wahrheit, die sich nicht einnehmen lässt

Mit seiner von textlichen Systemen abgeleiteten Struktur konstituiert sich der StadtSprachRaum innerhalb vielfältiger, sich überschneidender Bedeutungsnetze, die durch die Bewegungen und Wahrnehmungen des Wanderers im Raum gleichzeitig produziert und zerstört werden. Die Stadt wird zu einem Raum, der die Erzählung wie auch die von den Charakteren (und Lesern) durchlaufenen Signifikationsprozesse spiegelt. Wie die sich selbst entwaffnende Sprache, radiert auch der Stadtraum sich selbst aus und wird zum Raum der Gleichzeitigkeit von Ordnung und Chaos, von Struktur und unendlichem Spiel. Istanbul wie New York werden als infernale Orte der Verluste beschrieben, die das männliche Ich ins Wanken bringen: der Verlust der Weiblichkeit und des Traums, der Verlust des individuellen Gedächtnisses und der kollektiven Geschichtlichkeit, der Verlust von Präsenz und Identität, von Macht und Eindeutigkeit. Doch wird dieser Verlust der Sinnzentren nicht prinzipiell beklagt, vielmehr bietet das Spiel mit dem Nicht-Zentrum eine Chance, sich aus der hierarchischen Ordnung zu lösen, ohne gewaltsam neue Wahrheitszentren einzuführen. Und »für all das, was der abendländischen Logik entgegengesetzt gedacht wird, für das A-Logische, das Dezentrische, das Uneindeutige und Uneinheitliche, für das Nicht-Festlegbare« muss das Weibliche als Metapher herhalten, als »Metapher für die Wahrheit, die sich nicht einnehmen lässt«[2]. Sogar in der postmetaphysischen Dezentriertheit des männlichen Seins regiert ein männliches Erkenntnisinteresse, das das Weibliche zum Austragungsort dekonstruktivistischer, aber nichtsdestotrotz androzentrischer Diskussionen umfunktioniert.

Die ausführliche Fassung dieses Textes ist in Feministische Studien 2/99 erschienen.

Anmerkungen:

1 Der Mangel an beschriftbaren Materialien hat von der Antike bis ins Mittelalter zu einer vielsagenden Form der Wiederverwertung geführt. Die Zeichen auf den Pergamenten wurden gebleicht und ausgekratzt und neue darübergesetzt. Auf diesen – Palimpseste genannten – Schriftstücken schimmern noch Reste des Urtextes durch, aber stellenweise überlagern sich die Fassungen auch und führen so zu Uneindeutigkeit und neuen Auslegungen.

2 Sigrid Weigel, Topographien der Geschlechter, Rowohlt, 1990

Literatur:

- Paul Auster, Stadt aus Glas, in: Die New York-Trilogie, Rowohlt, 1999
- Julia Kristeva, Die Revolution der poetischen Sprache, Edition Suhrkamp, 1978.
- Orhan Pamuk, Das schwarze Buch, Fischer, 1998.

► **Leyla Ercan** ist derzeit Doktorandin an der Universität Hannover und Lehrbeauftragte an der Universität Köln. Spezialgebiet: poststrukturalistische Theorie und Philosophie.

Quartett ohne Joker

Ein fiktives Literaturgespräch

von der **Arbeitsgruppe Literatur im iz3w**

Eine unendliche Zahl von Bedeutungen und Deutungsmustern tragen die LeserInnen und InterpretInnen von Literatur automatisch in ihre Lesart des jeweiligen Werks hinein. Die Folge solch entwickelter Interpretationskünste ist der Verlust an Eindeutigkeit. Das ist jedoch umso weniger dramatisch, je mehr das Verstehen selbst als schöpferischer Prozess und Teil der Literatur gesehen wird. Es scheint geradezu eine Eigenheit der Werke zu sein, vielfältige Versionen zu ermöglichen. Das zeigt auch ein Gespräch der iz3w-Arbeitsgruppe zum Themenschwerpunkt Literatur: Im Austausch der subjektiven – aber nicht beliebigen – Lesarten des Romans »Without a Name« (dt.: Frau ohne Namen) von Yvonne Vera (siehe Kasten) nähern sich die Interpretinnen dem Text an. Das anschließende Gespräch mit der Autorin selbst kontrastiert ihre unterschiedlichen Ansätze noch einmal.

► **S.W.**: Wie auch in den Werken anderer afrikanischer Schriftstellerinnen nimmt bei Yvonne Vera der Körper eine zentrale Rolle ein. Am, im und durch den Körper, oft in schockierend gewaltvollen Auseinandersetzungen, erleben ihre Frauenfiguren die Welt und damit sich selbst. Er scheint der Ort der identitären Erfahrung zu sein, positiv wie negativ. Vielleicht ist der Körper die wichtigste oder sogar einzige Ressource, über die Frauen verfügen, die in Armut und patriarchalen Ordnungen leben. Und der Angriff auf den weiblichen Körper stellt die größte Bedrohung dieser Identität dar. Das gilt auch für die Protagonistin in »Frau ohne Namen«: Mazvitas bisheriges, von ihrer ländlichen Herkunft geformtes Selbst wird durch körperliche Gewalt zerstört. Die Vergewaltigung durch einen Soldaten der simbabwischen Befreiungsarmee zwingt sie, ihr zerstörtes Leben neu zu entwerfen. Dabei kommt der Körper erneut ins Spiel, denn sie hat weder Geld noch sonstiges Eigentum, es bleibt nur ihr Körper, über den sie souverän verfügen und den sie als Ware auf den Arbeitsmarkt tragen kann.

Individuelle Freiheit und ökonomische Autonomie werden zu ihrem Lebensziel, um wieder zu einem Selbst zusammenzuwachsen. Die Freiheit, die Mazvita anstrebt, erinnert an die des bürgerlichen Subjekts, das als alleiniger Besitzer des Körpers auch der Nutznießer und Organisator seiner Verwertung sein soll. Und es ist gerade der Körper, der sich entzieht und diese Souveränität durch die Schwangerschaft radikal in Frage stellt. Und ebenso radikal ist Mazvitas Antwort, die der Falle entkommt, indem sie das Kind tötet und die Voraussetzung ihrer Freiheit wiederherstellt. Doch auch der Mord kann nicht vermitteln, was ihr von vornherein verwehrt blieb. Der verzweifelte Akt der Befreiung kehrt als Schuldgefühl zurück, das sich auf schmerzhafteste Weise wiederum in ihrem Körper artikuliert: *»Ihr war das Genick gebrochen worden. Sie spürte ein grausames Stechen wie zerbrochenes Glas auf ihrer Zunge, auf der sie die Fragmente ihres Daseins trug.«*

Das Chaos zeigt sich bei näherem Hinsehen als kunstvoll strukturierte Komposition

► **M.H.**: Für mich steht im Roman weniger die individuelle Verzweiflung oder die zerstörerische Körpererfahrung im Vordergrund, sondern vielmehr die Figur einer Frau, die mit aller Willenskraft versucht, ihre Version von Freiheit zu erkämpfen. Durch die konturlose, personale Erzählhaltung dringt man zwar vollständig in das Innenleben der Hauptperson ein, andererseits wird mit der Schilderung in der 3. Person eine fast schon analytische Distanz hergestellt. Es ist ein ständiges Wechselspiel zwischen dem Eintauchen in Mazvitas Erleben und dem von außen betrachtenden Blick, der dann wieder jede Identifikation verbietet. Fast schon penetrant wird man in Mazvitas Qualen hineingerissen, das Lesen selbst erschien mir bisweilen qualvoll. Da wird geschnürt, geknotet, der Hals gedreht und Fleisch eingeschnitten, und der Tod des Kindes ist schon längst durch eine Flut von Metaphern antizipiert, bevor es selbst in der Mitte des Romans überhaupt erstmals erwähnt wird. Auch zu ihm wird, außer durch das Festbinden auf dem Rücken, keine Beziehung hergestellt. Es hat keinen Namen, keine Autonomie als Person und die Entwicklung einer Identität wird radikal unterbunden. Vera unternimmt keinen Versuch, den Mord durch die Verhältnis-

»Frau ohne Namen« von Yvonne Vera

► Im Kontext des Befreiungskampfes vor der Unabhängigkeit Simbabwes 1980 handelt der Roman von Mazvita, einer jungen Frau, die ihr vom Krieg gezeichnetes Dorf Mubaira nach der Vergewaltigung durch einen Soldaten der Befreiungstruppe verlässt. Auf einer Tabakplantage, wo sie Arbeit findet, verliebt sie sich in Nyenyedzi, der sich mit der Natur und dem Land verbunden fühlt und dessen Hoffnungen sich auf die Befreiung der Landarbeiter richten. Mazvitas Gefühle gegenüber dem Landleben dagegen sind zwiespältig – zielstrebig sucht sie nach ihrer eigenen Freiheitsidee, nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Sie verlässt Nyenyedzi und die Sicherheit mit ihm und geht nach Harare. Die Hauptstadt, Symbol der Freiheit, scheint die Möglichkeit zu bieten, der Vergangenheit zu entkommen. »Harare bannte Erinnerungen, verstärkte Hoffnung«. Dort lernt Mazvita Joel kennen, in dessen Wohnung sie einzieht. Das Verhältnis ist von beidseitiger Unverbindlichkeit geprägt. Joel ist zufrieden, eine anspruchslose Freundin gefunden zu haben, die ihn nicht um Geld bittet, und Mazvita braucht Joel, um ihren Wunsch nach Freiheit in Harare verwirklichen zu können. Doch die emotionale Distanz Mazvitas wird durch die erfolglose Arbeitssuche faktisch Tag für Tag zu einer stärkeren Abhängigkeit. Nach einiger Zeit stellt Mazvita fest, dass sie schwanger ist. Sie fühlt sich von ihrem Körper betrogen und in ihrem Drang nach Freiheit eingeschränkt. Als Joel berechnet, dass das Kind nicht von ihm sein kann, verstößt er Mazvita. Dennoch bleibt Mazvita, die ihre Schwangerschaft vor sich selbst zu leugnen versucht, bis nach der Geburt des Kindes in der Wohnung. Als Joel Mazvita ultimativ auffordert zu gehen, tötet diese das Kind, gleich einem verzweifelten Versuch der Befreiung und Erlösung. Mit dem toten Kind auf den Rücken geschnürt macht sie sich auf den Weg, es in Mubaira zu begraben.

se zu erklären oder zu entschuldigen. Die Geschichte selbst hätte für solches Vorhaben Möglichkeiten genug geboten. Aber trotz der traumatischen Erfahrungen des Krieges, der Vergewaltigung und der ungewollten Schwangerschaft, die mit expressiven Bildern dargestellt werden, wird Mazvita nicht zum Opfer der Verhältnisse.

Was hier meiner Lesart nach vielmehr erzählt wird, ist die Geschichte einer Frau, die in der Aufbruchszeit des kolonialen Befreiungskampfes ihre individuelle Selbstständigkeit und Freiheit zu verwirklichen sucht und dabei in gewisser Weise sogar mit der Kindstötung folgerichtig handelt. Spannend finde ich, dass hier eben nicht mit Moral, Schuld, Erklärungsversuchen oder Verständnis gearbeitet wird. Es geht nicht um den Konflikt mit der traditionellen Mutterrolle, nicht um das Tabu, das Tötungsverbot, eine gesellschaftliche oder psychologische Bewertung von Mazvitas Verhalten. Mazvita nimmt sich das Recht heraus, in aller Konsequenz persönliche Freiheit zu beanspruchen. Dass sie daran letztendlich verzweifelt, schmälert dieses Recht nicht, sondern zeigt vielmehr die Unmöglichkeit ihres Anspruchs.

► **H.Sch.**: Dieses Unbestimm- oder Unerreichbare der Freiheit und Unabhängigkeit findet seine formale Entsprechung in der Schilderung des antikolonialen Befreiungskampfes. Auch die politische Freiheit pendelt zwischen Utopie und gewalttätigen und ökonomischen Zwängen. Es bleibt in der Schwebe, ob es sich dabei um Wahrnehmungen von Mazvita handelt oder eher allgemeingültige Beschreibungen der Autorin. Nach den sehr subjektiven Passagen, in denen die verschiedenen Bewusstseinszustände Mazvitas im Vordergrund standen, scheint sich in den Momentaufnahmen vom Leben in Harare der Horizont zu öffnen. In der im Text immer wieder auftauchenden Jahreszahl 1977 und der Stadt Harare laufen die Fäden der Reflexionen über Freiheit, Unabhängigkeit und Revolution zusammen. Deren jeweils kollektive und individuelle Seiten, schimmern auch in den Bildern der Haut und der Häutungen als zwei Seiten des Selben durch. Individuum und Gesellschaft liegen nicht nur miteinander, sondern auch jeweils mit sich selbst in Konflikt. Beschreibt die Erzählperson einen historischen Prozess, den Zustand der Gesellschaft, für den die Schilderungen von Mazvitas inneren Empfindungen nur als Konkretionen oder individuelle Personifikation zu lesen sind? Im Roman wird offengelassen, ob die Körperschilderungen, die ebenso sehr Seelenschilderungen sind, eine Projektion kollektiver Verbiegungen und Schmerzen oder »reale« Beschädigung des Individuums durch die Verhältnisse sind.

Vera unterläuft die bekannten Bedeutungen von Freiheit und Unabhängigkeit, die in *Without a Name* keine eindeutigen Hoffnungsträger, sondern nurmehr Medien des Ausdrucks sind: *»Die Männer erhitzen engzahnige Afrokämme aus Metall und bauschten ihr Haar auf. Die Frauen, die bereits wußten, daß Freiheit käuflich war, gingen in glitzernde Ambi-Geschäfte und kauften sich die fertigen Afroperücken. In dieser Aufmachung bestätigten sie eine brandneue Unabhängigkeit. Unabhängigkeit war Erinnerung und Stil. ... Männer und Frauen trugen Hosen. Revolutionen – ein kleines Etikett an der Taille in schwarz und weiß. Die weiten Beine der Hose kreisten und kreisten. Es war die Zeit der Plattenspieler und Langspielplatten. Freiheit näherte sich kreisend. Endlos und benebelnd.«* Yvonne Vera führt die Revolution als Maskerade vor: Da der Inhalt der Freiheit nicht positiv zu bestimmen ist, müssen formale Operationen für den Ausdruck und das assoziative Herbeibeschwören der Inhalte genügen. Die Afrofrisur, unter den Kolonialherren verpönt und mit Kämmen und Glättungscremes bearbeitet, wird jetzt ebenso zum Synonym für die neue Zeit der Freiheit wie der Hosenschlag. Ein Aufstand der Zeichen, bei dem sich die Revolution in den Formen, Hüllen oder Kleidungsstücken materialisiert.



Konrad Winter: »fernschauen«

► **M.B.**: Insbesondere Form und Struktur, genauer die Widerspiegelung der Handlung und der inneren Entwicklung der Protagonistin in der Struktur des Textes, hat mich an dem Roman besonders beeindruckt. So wenig klar und deutlich sich die Perspektiven für die Hauptfigur darstellen, so unklar und chaotisch scheint die Struktur des Textes, der Aufbau der Handlung. Die erste Szene lässt sich nur schwer in die Geschichte einordnen und erst am Ende vermutet man, dass es sich um eine Szene aus der Mitte oder dem Ende der Geschichte handelt. Die einzelnen Kapitel sind nicht chronologisch angeordnet, scheinen keinerlei Ordnung zu entsprechen. Das Chaos zeigt sich jedoch beim näheren Hinsehen als eine kunstvolle strukturierte Komposition, die dem Aufbau eines klassischen Dramas sehr ähnlich ist. In fünf Akte eingeteilt, verläuft der Spannungsbogen bis zum Höhepunkt im dritten Akt. In den letzten beiden Akten läuft es auf den dramatischen Ausgang und die kathartische Auflösung zu.

Nun ist Veras Roman etwas umfangreicher als ein klassisches Drama, aber es gibt fünf Teile mit jeweils fünf Kapiteln. Während in den ersten fünf Kapiteln noch positive Momente in Mazvitas Vergangenheit geschildert werden, wendet sie sich im zweiten Teil nach ihrer Vergewaltigung ausgerechnet durch einen Befreiungskämpfer von Land und Tradition ab. Im dritten Teil entdeckt Mazvita, die gerade begonnen hat in ihrem neuen Leben Fuß zu fassen, ihre Schwangerschaft, die Tradition hat sich in ihr festgesetzt. Durch die Tötung des Kindes befreit sie sich von den letzten Bindungen an die Tradition. In den letzten beiden Teilen ihrer Reise zum Ausgangspunkt ihres neuen Lebens, zeigt sich in der Struktur der Kapitel noch einmal der innere Kampf, den die Protagonistin beim Abschied von der Vergangenheit zu kämpfen hat. Angekommen am Ausgangsort ihres Aufbruchs begräbt sie mit dem Kind die letzten Reste ihrer Bindung an die Tradition. Wenn ich jetzt noch einmal meine Eingangsthese aufgreife, dass sich die Handlung und innere Entwicklung in der Form widerspiegelt und gleichzeitig behaupte, die Form sei der eines klassischen Dramas sehr ähnlich, müsste die Konsequenz lauten, dass sich – ganz dem kathartischen Moment klassischer Dramen folgend – die Hauptfigur am Ende opfern muss, um eine notwendige Reinigung zu erfahren und zu wahrer Reinheit zu kommen. Ich sehe dieses Moment durchaus verwirklicht, zwar nicht im eigenen Tod der Hauptfigur Mazvita, aber in der Kindstötung als Tötung eines Teils von ihr und dem damit verbundenen Leid und der Trauer um die nicht mehr existierende Vergangenheit. Jetzt ist der Weg zu einer neuen Existenz frei, wie dieser allerdings aussieht, bleibt offen. μ



Schreiben als offener Prozess

Interview mit Yvonne Vera über »Frau ohne Namen«

Ihr Roman »Without a Name« hat in der deutschen Edition den Titel »Frau ohne Namen«. Wir haben darüber diskutiert, ob die Umbenennung aus verlagsstrategischen Gründen extra für das deutschsprachige feministische Publikum vorgenommen wurde. Was halten Sie von dem deutschen Titel?

► **Yvonne Vera:** Man hat mich nicht gefragt und ich habe es erst festgestellt, als das Buch schon erschienen war. So was kommt oft vor. Ich finde den Titel nicht gut, denn als Schriftstellerin ziehe ich es vor, Dinge anzudeuten statt sie explizit auszusprechen. »Without a name« ist ein offener Titel und er hat suggestives Potenzial. »Frau ohne Namen« dagegen klingt für mich phantasielos. Es ist nicht gut, sich auf die Frau zu beschränken, denn es gibt verschiedene Schichten der Namenlosigkeit in dem Roman, zum Beispiel auch die der Vergangenheit, von der man nicht mehr sprechen kann.

Im Text taucht an zentralen Stellen immer wieder der Satz: »Es war 1977« auf. In der Geschichte des Befreiungskampfes in Simbabwe fanden wir aber kein bestimmtes historisches Ereignis, das mit 1977 verknüpft ist. Was bedeutet dieses Jahr für den Roman?

► Mir gefiel einfach der Klang. Ich bin eine poetische Schriftstellerin. Für mich klingt z.B. »1966« unbeholfen gegenüber »1977«. Der Roman spielt in der Zeit des bewaffneten Kampfes, vor Simbabwes Unabhängigkeit. 1977, drei Jahre vor der offiziellen Unabhängigkeit, gab es mehr Druck, mehr Aufbau im Kampf. Ich wollte den Höhepunkt des Kampfes zeigen. Es war wichtig für mich, dieses Jahr zu wählen, um den Hintergrund deutlich zu zeichnen. So ist Mazvita, die Hauptfigur, von einem Soldaten, einem der kämpfenden Männer, vergewaltigt worden.

Sie verwenden in dem Roman ausdrucksstarke Bilder und Metaphern. Können Sie etwas dazu sagen, wie Sie schreiben?

► Schreiben ist für mich ein spontaner, kein langwieriger Prozess. Ich muss nicht lange nachdenken, um die Bilder aufzuschreiben. Ich glaube, das liegt in meiner Natur, diese intensive Kreativität. Ich möchte damit nicht sagen, dass es leicht ist zu schreiben, aber es macht mir keine allzu große Mühe. Wenn ich mich zum Schreiben hinsetze, schreibe ich ungefähr sechs Stunden lang. In der Zeit schaffe ich zwei Kapitel.

Bei »Without a Name« hatte ich zuerst ein Bild im Kopf, das mich faszinierte: Eine Frau mit ihrem toten Kind auf dem Rücken durchquert die Stadt und tut so, als ob das Kind am Leben wäre. Für mich war das ein schizophrener Moment, der meine Phantasie stark anregte. Es ist der Konflikt zwischen Liebe und Tod, zwischen Gewalt und Liebe. Ich verfolgte das im Geist weiter und schrieb dieses Buch. Ich musste als Schriftstellerin das Kind auf den Buchseiten umbringen, anstatt es irgendwo zu verstecken. Es war eine große Herausforderung für mich, herauszufinden, auf welche Weise das Kind umgebracht werden sollte. Ich war selbst in diese Tat verwickelt und es war sehr schwierig und sehr emotional, das zu schreiben.

Hatten Sie Angst, mit dem Thema Kindesmord ein Tabu zu brechen?

► Als Schreibende sind wir immer innerhalb der Grenzen, auch wenn wir draußen sind. Wir sitzen nicht bei Kerzenschein im Wohnzimmer einer Gesellschaft und polieren unsere Worte, vielmehr ist man als Schriftstellerin immer in der Lage, über die Traditionen des eigenen Milieus hinauszugehen. Wir haben die Fähigkeit, den Raum und die Freiheit, das zu tun.

In »Without a Name« sind Gewalt und der weibliche Körper zentrale Motive. Mazvitas identitäre Erfahrungen werden körperlich ausgetragen. Bedeutet Destruktivität auch Aufbegehren?

► Für »Without a Name« ist es problematisch, eine solche Theorie aufzustellen. Es könnte aber zum Teil auf meinen Roman »Butterfly Burning« zutreffen. Dort begeht die Frau Selbstmord, sie verbrennt sich, nachdem sie abgetrieben hat. Aber »Without a Name« muss man sehr genau lesen, um die Gefühle und die Psychologie Mazvitas zu verstehen. Sie versucht, ihren Körper zu heilen und nicht ihm Gewalt anzutun. Obwohl sie genau das Gegenteil tut, denn sie tötet das Kind. Aber sie tötet mit Leidenschaft und mit Liebe und sie macht sich damit frei. Sie will einen Akt der Liebe zu sich selbst vollbringen. Hinterher sieht sie den Widerspruch und deshalb nimmt sie das Kind auf den Rücken, um das Kind und sich selbst zu heilen. Nachdem ihr der Horror dieser Tat bewusst wurde, geht sie auf diese Reise und hält das Kind gewissermaßen am Leben, indem sie so tut, als ob es noch lebe.

Bei der Lektüre des Romans sollte man die Komplexität der Emotionen und des Denkens von Mazvita nachvollziehen. Die Erzählung führt einen durch jeden Augenblick; man kann sie mit der Romanfigur durchleben, ohne Details auszulassen. Es geht nicht um Schuld; nein, Mazvitas Erfahrungen lösen eine Art Erstarrung bei ihr aus. Sie kann nur

__Yvonne Vera__ wurde 1964 in Bulawayo, Simbabwe geboren. In Kanada studierte sie englische Philologie, Kunstgeschichte und Filmwissenschaft und promovierte mit dem Thema: »Das Gefängnis des kolonialen Raums«. Während dieser Zeit fing sie an literarische Texte zu schreiben. Seit 1992 veröffentlichte sie einen Band mit Erzählungen und vier Romane. Für ihren Roman »Under the Tongue« erhielt sie 1997 den Commonwealth Writers Prize für Afrika. Yvonne Vera lebt heute in Bulawayo und leitet dort die Nationalgalerie.



ertragen, was geschehen ist. Bis zum letzten Moment, wo sie das Kind von ihrem Rücken herunternimmt, um es zu begraben. Das ist nur ein kurzer Moment der Erleichterung.

Es gibt sehr unterschiedliche Interpretationsansätze für Ihren Roman. So wurde Ihr Schreiben z.B mit der französischen Richtung der »écriture féminine« in Verbindung gebracht: dem »Schreiben mit dem Körper«, nicht in bestimmter Absicht. Uns dagegen fiel der klare Aufbau und die strenge Konstruktion Ihres Romans auf. Meinen Sie, Sie müssen bei solchen Interpretationen etwas richtig stellen?

► Ich habe nicht vor, mich in die Interpretation irgendwelcher LeserInnen einzumischen. Als Schriftstellerin möchte ich nichts ausschließen. Ich denke, dass ein Buch ein Prozess ist, der in zwei Richtungen verläuft. Ich schreibe, ihr lest, und ich habe das Gefühl, neu zu schreiben. Und auch ich lerne dabei Neues über mein Buch. Das Wesen eines kreativen Werks ist, dass es wie ein Gewebe ist und verschiedene Schichten hat. Das macht die langfristige Wirkung aus und als Schriftstellerin versuchst du, verschiedene Lesarten zu ermöglichen. Ich bin nicht gegen einen dieser Blickwinkel. Ich glaube nicht, dass sich diese Dinge gegenseitig ausschließen, dass eins davon nicht in anderen vorhanden sein kann.

Ich schreibe, ihr lest und ich habe das Gefühl, neu zu schreiben

Afrikanische Literatur von Frauen wird in Deutschland oft in verschiedene feministische Strömungen eingeordnet. Man spricht von radikal-feministischer oder transformatorischer Literatur. Was halten Sie von solchen Kategorien?

► Sie sind immer der Tod der Phantasie oder der Tod der kreativen Erfahrung des Lesens. Wenn man von Anfang an in Hinblick auf diese Klassifizierungen liest, ist das eine Art von Selbstbeschränkung. Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Schriftstellerin mit einer solchen Kategorie beginnt. Vielleicht gelangt eine LeserIn am Schluss zu einer dieser Kategorien, aber das ist nicht das Gleiche. Ich denke, dass ein feministisches Werk oder ein Werk, das als Hauptfigur eine Frau hat, die an einem Kampf teilnimmt oder in einer Welt lebt, die ihr Probleme bereitet, durch andere Elemente bereichert werden sollte, die es zu einem Kunstwerk machen. Man kann über ein Werk auch in einer anderen Weise reden: z.B. über den Stil oder die narrative Technik, die Sprache oder ein anderes Kriterium. Das ist für mich als Schriftstellerin sehr viel interessanter als die Frage, ob die Figur total radikal ist oder männliche Dominanz akzeptiert. Als Schriftstellerin schafft man eine fiktive Welt und es ist wichtig, dass diese für die Romanfigur glaubwürdig erscheint. Das erreicht man nicht, indem man Lösungen aufzwingt. Ich bin nicht in der Lage, mich in eine dieser Strömungen zu pressen, und wenn ich es täte, wäre es beim nächsten Buch wieder anders.

Definieren Sie sich selbst als feministische Autorin?

► Sicher interessiere ich mich für Frauenfragen. Wenn in politischen Kreisen das Wort »Feministin« gebraucht wird, liegt dem ein bestimmtes Verständnis zugrunde und ich bin manchmal nicht sicher, ob ich da hineinpasse. Aber wenn es bedeutet, dass ich an der Unabhängigkeit, der Befreiung, und der Selbständigkeit von Frauen interessiert bin und an ihrer Phantasie – für die ich schreibe – und an der Befreiung von all den Grenzen, die ihren Körper und ihren Geist einengen, dann kann man mich sicher als Feministin bezeichnen. Aber ich schreibe einen Roman, ich schreibe kein feministisches Pamphlet. Ich mache dieselbe Arbeit wie männliche Schriftsteller auch: Ich schreibe über das, was ich kenne, das sind die Erfahrungen von Frauen, so wie Männer über ihre Erfahrungen schreiben.

Können Sie uns etwas zur simbabwischen Literaturszene sagen und zur Rezeption ihrer Bücher in Simbabwe?

► Es gibt eine interessante literarische Szene mit SchriftstellerInnen wie Chenjerai Hove, Tsitsi Dangaremba, Charles Mungoshi, Shimmer Chimodya usw. und wir haben jedes Jahr die internationale simbabwische Buchmesse. Es gibt verschiedene Schriftstellerverbände und auch einen Literaturpreis. Ein interessantes und anregendes Milieu für SchriftstellerInnen. Meine Bücher werden von den SimbabwerInnen sehr geschätzt. Sie lesen sie gründlich und loben sie. Sie verstehen die Bilder, die Sprache, alles.

Haben Sie ihre Bücher für ein bestimmtes Publikum geschrieben?

► Nein, aber ich bin sehr stolz, dass SimbabwerInnen Zugang zu meinen Büchern haben, denn das ist die Gemeinschaft, aus der ich komme. Natürlich ist es auch sehr schön, wenn ich meine Bücher mit einem internationalen Publikum teilen kann. Aber im Akt des Schreibens strebt man die beste Ausdrucksweise, die beste Folge von Wörtern für sein Buch an. Ich denke dabei nicht an ein bestimmtes Zielpublikum.

Warum haben Sie auf englisch geschrieben und nicht in Shona oder Ndebele?

► Was das gedruckte Wort betrifft ist Englisch die wichtigste Sprache. Ich spreche Shona und Ndebele, aber das macht mich nicht zur Schriftstellerin in diesen Sprachen. Sie wird nicht automatisch zum Medium des Ausdrucks. Die Tatsache, dass man ein Klavier zu Hause hat, heißt nicht, dass man es spielen könnte. Schreiben ist etwas Besonderes. Es ist nicht das Gleiche wie Sprechen.

Ich habe in einem Zeitungsartikel folgenden Satz von Ihnen gelesen: »Die neue Individualität, die die Freiheit ermöglicht hat, bringt neue Schrecken für die Existenz. Freiheit schafft ihre eigenen Monster in der Phantasie«. Wie kommt es für Sie zu dieser Ambivalenz von Freiheit oder Unabhängigkeit?

► Simbabwe musste kämpfen, um unabhängig zu werden. Aber nachdem die Unabhängigkeit erreicht ist, wird etwas anderes benötigt, für das die Menschen nicht reif sind. Es ist, wie wenn du gegen eine Mauer rennst und nach hinten fällst. Alles, was du kannst, ist kämpfen. Du weißt nicht, wie du mit der Freiheit leben sollst. Da kann viel schief gehen, viel Betrug, viele Enttäuschungen. Die Liebe ändert sich, die Dinge ändern sich, die internationalen Beziehungen werden anders. Es gibt vieles, auf das du nicht vorbereitet bist, weil so viel von deiner Energie im Kampf für die Freiheit aufgebraucht wurde. Oder manchmal verwechselst du deine Freiheit mit etwas anderem. Vielleicht meint einer, Freiheit heißt, eine Frau vergewaltigen zu dürfen. Es ist ein bizarres Konglomerat oder Zusammentreffen verschiedener Kräfte. Es ist ein Strudel, manchmal weißt du nicht, was du machen sollst. Wir sind jetzt sicher aus verschiedenen Gründen glücklich. Aber wir haben immer noch Probleme, die nicht gelöst sind, wie z.B. die Landfrage. Früher dachten wir, dieses Monster würde 1980 verschwinden, aber es ist nicht verschwunden. Wir haben unsere Freiheit – aber was eigentlich ist Freiheit?

Das Interview führten Monika Hoffmann und Heidemarie Schlenk. Übersetzung: Christian Neven - du Mont

Identität ist eine Lüge

Tajjib Salichs Roman »Zeit der Nordwanderung«

von **Sigrid Weber**

Der Roman spielt in einer Zeit der Migration. Der Ich-Erzähler kehrt nach Jahren des Studiums im Norden wieder in seine Heimat, ein kleines sudanesisches Dorf am Nil zurück. Dort trifft er auf einen Fremden, Mustafa Said, von dem er sich auf eine besondere Art angezogen fühlt. Auch Mustafa Said ist einst in den Norden aufgebrochen, eine Generation früher, ausgestattet mit einem messerscharfen Verstand und hungrig nach Wissen. Während er in der akademischen Welt der weißen Männer als Ökonom zu Ruhm und Ehren gekommen ist, »rächt« er in der Nacht die Kolonisierung Afrikas mit der sexuellen Unterwerfung weißer Frauen. Drei haben nach Affären mit ihm den Freitod gewählt. In der vierten Frau aber tritt ihm eine Partnerin gegenüber, der er verfällt und die er auf ihren Wunsch hin tötet. Nachdem er seine Gefängnisstrafe abgebüßt hat, lässt er sich in jenem sudanesischen Dorf als einfacher Bauer nieder. Seine Vergangenheit hat er ausgelöscht bis auf ein kleines Zimmer in seinem Haus, in dem Hunderte von Büchern, Bilder und Teppiche, Fotografien und Zeitungsausschnitte aus seinem früheren Leben wie in einem Schrein verwahrt sind, zu dem aber niemand Zutritt hat. Der Erzähler betritt ihn erst nach Mustafa Saids ominösem Verschwinden im Nil, das im Dorf eine Tragödie heraufbeschwört. Nachdem die junge Witwe von Mustafa Said mit einem Siebzigjährigen zwangsverheiratet worden ist, tötet sie zuerst diesen und dann sich selbst. Durch diesen Vorfall zerbricht für den Erzähler alles, woran er bisher geglaubt hat. Im Schrein des Mustafa Said komplettiert er nicht nur sein Wissen von dessen Geschichte, sie tritt ihm auch als Spiegel seines eigenen Lebens entgegen und offenbart seine Widersprüche, Verlogenheiten und Irrtümer. In der Mitte des Nils fällt der Erzähler eine Entscheidung, die erste in seinem Leben.

► Die »Zeit der Nordwanderung« erschien erstmals 1966 in einer Beiruter Literaturzeitschrift. Unter arabischen Intellektuellen gilt Tajjib Salichs Roman bis heute als Kultbuch. Und als es vor zwei Jahren erstmals ins Deutsche übersetzt wurde, landete es prompt auf Platz eins der Schweizer Bestsellerlisten. Eine keineswegs alltägliche Karrieregeschichte für einen »Roman aus dem Süden«, der nach wie vor um einen Platz im Feuilleton kämpfen muss und in der Regel nur von einem Nischenpublikum rezipiert wird. Grund genug der Frage nachzugehen, woraus dieses literarische Werk seine Anziehungskraft bezieht.

Nach dem Erscheinen des Romans auf deutsch überschlug sich das deutschsprachige Feuilleton in Lobreden. Das ist nicht weiter verwunderlich, zieht einen das Buch doch von der ersten Seite an in seinen Bann. Formal gesehen ist es ein perfekt konstruiertes Erzählwerk voller Echos und Spiegelungen, das sich seinem Gegenstand in allen Schattierungen annähert. Aber was ist der Gegenstand? Die Kritiker sind sich einig: Grundthema ist der Konflikt der Kulturen, auch wenn in den meisten Besprechungen ein Mehr des Romans durchschimmert, das nicht in der Dichotomisierung von Orient und Okzident aufgeht, sondern auf die widersprüchliche Verfasstheit der menschlichen Existenz verweist. Gleichwohl fällt mit Permanenz das Wort von der »Hassliebe zwischen Orient und Okzident«, von einer »radikal stilisierten Kulturen-Konfrontation« oder dem »ganzen west-östlichen Kampf der Kulturen«. Damit antizipieren die Kritiker eine Publikumshaltung, nämlich das Begehren des Anderen, das doch auch immer dessen Abwehr bestätigt wissen will. Und gleichzeitig schreiben sie damit kulturelle Identitäten fort und fest mitsamt dem zugrundeliegenden Glaubenssatz von der unüberwindbaren Differenz der Kulturen. Noch eklatanter ist allerdings die Tatsache, dass Tajjib Salichs Roman genau das Gegenteil dieser Identitätshuberei betreibt. Weder produziert noch reproduziert, konstruiert noch dekonstruiert er Identitäten. Er entlarvt sie als blanke Lügen, mit denen sich der Mensch mühsam über Wasser hält. Der ganze Roman zeugt vom verzweifelten Bemühen des Individuums, im Widerspruch zu leben, die Unmöglichkeit der positiven Identifizierung zu erfahren und gleichzeitig dem Zwang zur Identität ausgesetzt zu sein. Die Dichotomisierungen von Orient und Okzident oder Mann und Frau haben nicht die Funktion identitärer Zuschreibungen, sondern bilden die formale Struktur des Romans, in dem dieses dialektische Moment entsteht und die Unmöglichkeit von Identität sichtbar wird.

Suche nach der verlorenen Identität

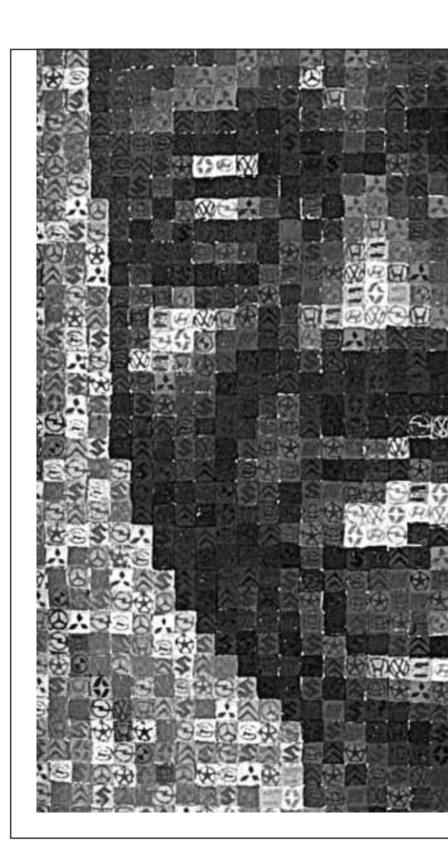
► Die Geschichte beginnt mit der Rückkehr des Ich-Erzählers in sein geliebtes Heimatdorf. *»Wind, der durch die Palmen fährt, säuselt eben anders als Wind, der durch die Weizenfelder streift.«* Wenngleich er auch für die Fremde ein schönes Bild findet, markiert er doch die feine Differenz, die sein Dorf von dieser abhebt. Jeder Schritt bestätigt ihm, wieder an den Ort zurückgefunden zu haben, wo sein Selbst sein Zuhause und auch seine Zukunft hat: *»Ich fühlte, dass ich keine Feder im Wind war, sondern, wie diese Palme, ein Wesen mit einer Herkunft, mit Wurzeln und einem Ziel.«* Ich bin zu Hause, also bin ich. Das ist die Botschaft der ersten Seiten. Zu Hause heißt Süden und nicht Norden, Dorf und nicht Stadt, arm aber glücklich. Und doch deutet sich bereits an, dass der Ich-Erzähler nicht mehr das dörfliche Subjekt ist, für das er sich hält. Denn in der dichotomen Struktur seines Denkens nimmt er eine »Nord-Perspektive« ein. Der Großvater, zentrale Identifikationsfigur auf sozialer und moralischer Ebene, gerät ihm zur Projektionsfläche für einen romantisierenden Blick auf Armut und Genügsamkeit des Südens, dem er den reichen Norden als moralisch unterlegen gegenüber stellt: *»Er [der Großvater] ist kein hochragender, dicht verzweigter Eichenbaum auf einem Boden, der von der Natur mit Wasser und Fruchtbarkeit gesegnet ist. Er gleicht eher dem Gestrüpp der Seyalakazien in den Wüsten Sudans. Mit seiner dicken Rinde und seinen scharfen Dornen widersteht es dem Tod, weil es so wenig vom Leben verlangt.«* Dass seine Identifikationsmuster schief sind, ist dem Ich-Erzähler bis dahin nicht bewusst. Dieser Prozess wird erst durch die Begegnung mit Mustafa Said in Gang gesetzt. Er ist anders als die Anderen, keiner weiß so recht, woher er kommt, im Dorf hat er sich aber einen untadeligen Ruf erworben.

Dem Ich-Erzähler ist er hingegen suspekt. Hinter dem schönen Gesicht vermutet er eine dunkle Vergangenheit, die ihm Said auch schließlich offenbart.

Koloniale Zwangsidentifizierung

► Mustafa Said wird von Salich fast als Gegenbild zum Ich-Erzähler gezeichnet: wurzellos und ohne soziale Bindung von Kindheit an. Sein einziges Ziel ist das Schmieden seines Intellekts, für den der Sudan und selbst Kairo zu eng sind. Um ihn zu perfektionieren, studiert er in England. *»Meine einzige Waffe war dieses scharfe Messer in meinem Schädel, und in meiner Brust herrschte kalte Gefühllosigkeit, als wäre mein Innerstes mit Felsgestein zugeschüttet.«* In dieser Stilisierung symbolisiert er den Prototyp des männlichen bürgerlichen Subjekts, das Verstand und Sinnlichkeit voneinander trennt und in ein Herrschaftsverhältnis stellt. Das Selbst Mustafa Saids besteht jedoch nur aus Intellekt, allein aus diesem kann er einen Subjektstatus beziehen – wenn auch aus dem Zwangsverhältnis heraus, zum kolonialen Objekt degradiert worden zu sein. *»Sie [die Kolonisatoren] brachten uns den Bazillus der maßlosen europäischen Gewalttätigkeit wie sie die Welt nicht einmal an der Somme und in Verdun gesehen hatte, den Bazillus einer tödlichen Krankheit, mit dem sie vor mehr als tausend Jahren infiziert worden waren. Ja, meine Herren, ich bin mitten in Ihre Häuser als Eroberer zu Ihnen gekommen – ein Tropfen von dem Gift, das Sie in die Adern der Geschichte injiziert haben.«* Nicht über identitäre Zuschreibungen wird Said als koloniales Subjekt begreifbar, sondern als Teil eines Herrschafts- und Gewaltverhältnisses, das die Aufklärung als ihre Schattenseite in die Welt gebracht hat. Aufklärendes Denken heißt nicht nur Freiheit, sondern trägt immer auch den Keim zur Barbarei. Denn nur mit Gewalt wird die Natur beherrschbar, ihre äußere Stofflichkeit sowie die »innere Natur« des Individuums, seine Triebe und Phantasien. Aber auch die Länder des Südens oder die Frauen, die der besseren Beherrschbarkeit willen zu Natur deklariert worden sind. Es ist dieses Herrschaftsdenken, mit dem Mustafa Said infiziert ist und das sein Handeln leitet. Nur mit Strategie, seinen Verstand als Waffe gebrauchend, kann er die aufgezwungene Identität des 'primitiven Orientalen' abschütteln und sich zumindest nach innen als Subjekt konstituieren.

Er schlägt mit den Waffen seiner Herren zurück, indem er das koloniale Gewaltverhältnis im Verhältnis der Geschlechter reproduziert.[1] Sein Ziel ist die sexuelle Unterwerfung von Frauen, die in der weißen Gesellschaft ebenfalls am Rand von Macht und Herrschaft stehen. Seine Strategie besteht in der Annahme der zwangsverordneten Identität: Er inszeniert sich als Orientale. Damit bekommt er Frauen aus allen sozialen Klassen in sein Bett *»...ich fühlte, dass sie in mir ein nacktes, primitives Geschöpf sah, das – den Speer in der einen, die Pfeile in der anderen Hand – im Dschungel nach Elefanten und Löwen jagt. So ist es gut. Die Neugier hat sich in Vergnügen verwandelt, Vergnügen in Zuneigung, und wenn ich nun noch den stillen See in den Tiefen aufwühlte, würde sich die Zuneigung in Verlangen wandeln, auf dessen straff gespannten Saiten ich spielen könnte, wie es mir gefiel.«* Er empfindet keine Liebe, ihm geht es allein um Herrschaft, seine Lust entsteht aus der Macht. Perfekt spielt er das Spiel mit den Identitäten und sein Trumpf ist das Wissen um die verborgenen Sehnsüchte dieser Frauen, die hinter ihrem Exotismus liegen. Mit seiner Verführungskunst legt er sie frei, was die Frauen in eine ausweglose Abhängigkeit bringt und schließlich in den Tod treibt. Er ist die tödliche Antwort auf ein Begehren, das sich in der Verfasstheit dieser Gesellschaft noch am ehesten in der abwertenden exotistischen Phantasie äußern kann. Nur in einer Frau, Jean Morris, trifft er auf ein Gegenüber, das ebenso berechnend ist. Sie bringt ihm hemmungslose Verachtung entgegen, stachelt sein Verlangen ins Unermessliche, um ihn doch wieder kalt abblitzen zu lassen. Mustafa Said verfällt ihr, in Hass und Liebe zugleich.



Freiheit in der Extase

► Jean Morris ist die Femme Fatale, deren Begehren sich ungezügelt Bahn bricht, die sich jenseits patriarchaler Zwänge und sittlicher Konventionen bewegt. Sie ist in dieser Gesellschaft so wenig positioniert wie Mustafa Said, der sich als Kolonisierter nurmehr inszeniert und als personifizierte Lüge durchs Leben geht. In dieser Gleichheit des Nicht-identisch-Seins und dem Verlangen nach Eins-Sein erkennen sich die beiden, was ihren Hass und ihre Liebe gleichermaßen auf die Spitze treibt. Jean Morris ist für Mustafa Said das Versprechen auf wirkliches Eins-Werden, dessen Erfüllung ihm in der beschnittenen Form des Selbst als bürgerliches Subjekt versagt bleibt. Und dafür nehmen beide den Tod in Kauf. *»Hier sind meine Schiffe, Liebste, sie segeln zu den Gestaden des Verderbens. Ich beugte mich über sie und küsste sie. Als ich die Dolchspitze zwischen ihre Brüste setzte, schlang sie ihre Beine um meinen Rücken. Langsam drückte ich zu. Langsam. Sie öffnete die Augen. Welch eine Ekstase lag in diesen Augen! Sie schienen mir schöner als alles auf der Welt. ‚Mein Liebster', sage sie schmerzerfüllt. ‚Ich dachte schon, du würdest es niemals tun. Fast wäre ich an dir verzweifelt.'«* Wie einst Odysseus bei den Sirenen erahnen sowohl Jean Morris als auch Mustafa Said das unwiderstehliche Versprechen von Lust jenseits der Grenzen des Selbst und wissen doch um den damit verbunden Verlust des Selbst, wenn sie sich ihr hingeben.[2] Aber im Gegensatz zu Odysseus legen sie sich keine Fesseln an, um die Lust nur aus der Entfernung, »zum bloßen Gegenstand der Kontemplation neutralisiert«, zu erfahren. Für den Moment der Freiheit in der Ekstase sind sie bereit, ihr Leben zu opfern, Jean Morris real, Mustafa Said verschwindet symbolisch, zunächst im Gefängnis, dann im sudanesischen Dorf und schließlich im Nil.

Wahre Identität ist nicht in der Erfahrung von Differenz, sondern nur im Tod zu erfahren. Das ist die Botschaft, die Mustafa Said dem Ich-Erzähler hinterlässt und die diesen zutiefst irritiert. Im Spiegel der Geschichte Saids geraten seine Identifikationsmuster immer mehr ins Wanken. *Er sagte, er sei eine Lüge. Bin auch ich eine Lüge? Ich stamme von hier. Ist das nicht Wahrheit genug?«* Die Situation spitzt sich für ihn zu, als Mustafa Said nach einer Überschwemmung umkommt – ob durch eigenen Willen, bleibt ungeklärt – und Husna, die junge Witwe, mit dem siebzigjährigen Wadd al-Raijjs in Einvernehmen mit der Dorfgemeinschaft zwangsverheiratet werden soll.



Konrad Winter: »Afrika«

Sein Glaube an die moralische Integrität seines Dorfes zerfällt. Er findet den Plan des greisen Wadd al-Rajjis nicht weniger verwerflich als die subtilen Attacken Mustafa Saids und er liebt Husna. Doch er rennt vor seinen Gefühlen und seinem moralischen Urteil davon und überlässt sie der dörflichen Willkür.

Zerfall identitärer Muster

► Die Zwangsverheiratung findet statt und Husna macht ihre Drohung wahr, zuerst Wadd al-Rajjis und dann sich selbst umzubringen. Das ganze Dorf ist erschüttert, aber nachdem die Spuren beseitigt sind, wird der Vorfall verdrängt. Als der Erzähler eine Erklärung einfordert, hüllen sich alle in Schweigen, selbst der geliebte Großvater. *[Er] wälzte sich auf seinem Bett umher und flehte Gott an, ihn vor dem verfluchten Satan zu schützen. [...] Nach langer Zeit rief er, zur Zimmerdecke gewandt: »Gottes Fluch über die Frauen! Die Frauen sind des Teufels Schwestern. Ach Wadd al-Rajjis, Wadd al-Rajjis!«* Nicht nur die Identifikation mit dem vorgestellten Kollektiv der dörflichen Gemeinschaft ist gescheitert, sondern auch die mit der Person des Großvaters, bis dahin sein Inbegriff für moralische Integrität. Das einstige Idol entblößt sich als starrsinniger alter Mann.

Nach Husnas Tod betritt der Erzähler erstmals den Schrein Mustafa Saids und blickt im Spiegel in ein finstres Gesicht. *»Das ist mein Widersacher, Mustafa Said. Dem Gesicht wuchs ein Hals, dem Hals wuchsen zwei Schultern und eine Brust, dann ein Rumpf und zwei Beine. Ich merkte, dass ich von Angesicht zu Angesicht vor mir selber stand. Das ist nicht Mustafa Said. Es ist mein Ebenbild, das mich böse aus einem Spiegel anstarrte.«* Seine Person ist mit der Mustafa Saids verschmolzen. Er, der das Gebaren Mustafa Saids als »melodramatische Phrase« abgetan hat, erkennt, dass sich dieser mit dem Innersten seines Selbst und den Verhältnissen konfrontiert hat, wohingegen er sich nur pragmatisch arrangiert und in der Identifikation mit Orten, Personen, Kollektiven der Verantwortung entzogen hat. All seine Identifikationen sind gescheitert. Nicht Mustafa Said ist eine Lüge, sondern er selbst. Er vermag sein Ich nicht mehr zu erkennen. *»Nackt, wie die Mutter [ihn] gebar«*, geht er ins Wasser. Er schwimmt hinaus und spürt, wie ihn die Kräfte des Flusses nach unten ziehen. Für einen Moment verspürt auch er die Verlockung des Todes. Dann, in der Mitte des Flusses kehrt sein Bewusstsein zurück. Er definiert sich neu: *»Ich treibe im Fluss, aber ich bin kein Teil von ihm.«*

Er überwindet die Illusion, das Selbst in der Differenz herauszubilden, durch die Identifikation mit Orten, Kollektiven oder Personen, und entwickelt eine neue Perspektive: *»Mein Leben lang habe ich nichts gewählt und nichts entschieden. Jetzt entscheide ich mich, ich wähle das Leben. Ich werde leben, weil es einige wenige Menschen gibt, mit denen ich so lange wie möglich zusammenbleiben möchte, und weil ich Pflichten habe, die ich erfüllen muss. Es interessiert mich nicht, ob das Leben einen Sinn hat oder nicht.«* In dieser existentialistischen Perspektive ist für ihn nicht mehr wichtig zu wissen, was und wer er ist, sondern was für ihn wichtig ist. Nicht weil er diesem Leben einen Sinn abgewinnen will, sondern weil es Menschen gibt, die ihm etwas bedeuten. Soziale Beziehung, Liebe, Verantwortung scheinen ihm als einzig Wahrhaftes zu verbleiben. Und auch wenn ihm das seine Lebenskraft zurückgibt, beschleicht ihn doch die Ahnung, dass auch das nur Illusion sein könnte. *»Mit letzter Kraft schrie ich wie ein Komödiant auf der Bühne: »Hilfe!Hilfe!««*

Jenseits von Zuschreibungen

► Salichs Roman erschüttert die Vorstellung positiver Identifizierung grundlegend. Und wenn doch noch die Idee eines Außerhalb von Identitätszwang und Identifizierungslüge aufkommt, dann genau in der Mitte des Romans, in einem Kapitel, das fast beiläufig und isoliert von der eigentlichen Geschichte daherkommt. Der Ich-Erzähler ist auf dem Weg durch die Wüste. Nach der Hitze des Tages treffen sich zufällig Menschen, inmitten von Nirgendwo. Aus dem Nichts entsteht ein Fest. Menschen, die sich nicht kennen, bevölkern eine imaginäre Bühne, tanzen, lachen und trinken. Ein Lied wird gesungen für das Nichts, ohne Sinn und Zweck. *»Es war ein Fest ohne Bedeutung, nur ein Verzweiflungsakt aus dem Stegreif, so wie die kleinen Wirbelwinde spontan in der Wüste aufleben und wieder in sich zusammenfallen.«* Wenn bisher deutlich wurde, dass wahre Identität nur im Tod möglich und weder mit Techniken noch Strategien auflösbar ist, scheint in dieser Passage die Idee auf, dass die Aufhebung der Grenzen des Selbst zum Anderen auch in einer nichtidentitären Beziehung stattfinden kann. Nicht vorhersehbar und nicht planbar, fernab jeglicher identitären Zuschreibung, und doch im Sozialen.

Anmerkungen:

1 Hier ist nicht gemeint, dass in der Reproduktion von Gewaltverhältnissen eine Art Zwangsläufigkeit liegt und Rassismus, Sexismus und Exotismus damit entschuldbar würden.

1 »Die Angst, das Selbst zu verlieren, und mit dem Selbst die Grenze zwischen sich und anderem Leben aufzuheben, die Scheu vor Tod und Destruktion, ist einem Glücksversprechen verschwistert, von dem in jedem Augenblick die Zivilisation bedroht war. Ihr Weg war der von Gehorsam und Arbeit, über dem Erfüllung immerwährend bloß als Schein, als entmachtete Schönheit leuchtet.« Adorno in der »Dialektik der Aufklärung«.

► **Sigrid Weber** ist Mitarbeiterin im **iz3w**.



Konrad Winter: »Fragmente« (Ausschnitt)

Hintergrund-Motiv: Thomas Cernay

BLUT UND WÜSTENBODEN

Zu Ibrahim al-Konis Roman Goldstaub

Kritik interpretiert Literatur auf der Folie von Deutungsmustern. Das kann zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führen, wie die Rezeption von Ibrahim al-Konis Roman Goldstaub zeigt. Was die Neue Zürcher Zeitung als »mystischen Urgrund« feierte, weist Gerhard Scheit als strukturellen Antisemitismus nach.

von **Gerhard Scheit**

► Der 1948 geborene Ibrahim al-Koni ist in einem Tuareg-Stamm im Südwesten Libyens aufgewachsen und hat am Moskauer Gorki-Institut Literatur studiert. Er lebt in der Schweiz, wo er (wie bereits zuvor in Warschau und Moskau) für die libysche Botschaft arbeitet. Seit Mitte der 70er Jahre publizierte er über ein Dutzend Bücher, Erzählungen und Romane, deren Geschichten meist in der Wüste Libyens angesiedelt sind. 1996 erhielt er den libyschen Staatspreis für Kunst und Literatur.

Al-Konis Roman Goldstaub spielt in der Wüste. Er handelt von der Liebe des Beduinen Uchaijid zu seinem edlen Kamelhengst. Nachdem er gegen den Willen des Vaters eine Frau aus einer fremden Gegend geheiratet hat, verliert Uchaijid die Verankerung in seinem Stamm und sieht sich während einer Dürreperiode gezwungen, das wertvolle Kamel zu verpfänden, um das Überleben von Frau und Kind zu sichern. Aber er bereut die Tat und tauscht wiederum das Kamel gegen seine Frau ein, an deren Besitz der Händler, der sich als Verwandter der Frau bezeichnet, besonderes Interesse zeigt. Der Händler schenkt Uchaijid zusätzlich noch einen Beutel mit Goldstaub, der dem Beduinen zum Verhängnis wird. Denn es spricht sich herum, er habe seine Familie für Gold verkauft. Uchaijid aber rächt sich an dem Händler und wird schließlich selbst auf grausame Weise ermordet.

Die Liebe zwischen Mann und Hengst gibt nicht nur zu romantischen Tableaus in der Wüste Anlass (»Lange standen sie da und hielten sich umarmt in der Stille der Nacht«). Ließe sich die sprachliche Gestaltung – im Nachwort des Übersetzers als Aufnahme »alter Erzähltraditionen« charakterisiert – von der Fabel lösen, so genügte es, von Wüstenkitsch zu sprechen und das Buch aus der Hand zu legen. Hier wird auf alte Erzähltraditionen zurückgegriffen, ohne den Bruch ästhetisch bewusst zu machen, der im Rückgriff selbst schon vorhanden ist. Wenn jedoch der Beduine, der den Halt in der Stammesgesellschaft verloren hat und sich mit Familie und Kamel vereinzelt, in bruchloser Kontinuität die Spruch-Weisheiten seiner Herkunft artikuliert, schafft der Erzähler in der literarischen Form keinerlei Raum, worin die Differenz zwischen der historisch entsprungenen Weisheit und ihrer gegenwärtigen Signifikanz hervortreten könnte. Das erzählende Subjekt fungiert als bloßes Echo der Hauptfigur Uchaijid; kein innerer Monolog, sondern eine epische Tautologie, die – wie um sich Erhabenheit zu borgen – an Koran und Bibel Anleihe nimmt.

Das sich von der modernen Literatur malträtiert fühlende Publikum freut sich an der handgemachten Ware

Hier wird also getöpfert – und das von der destruktiv empfundenen, modernen Literatur malträtierte deutschsprachige Publikum freut sich an der handgemachten Ware und meint in den Unregelmäßigkeiten das Unmittelbare des Archaischen zu ertasten. In Wahrheit ist alles vermittelt – aber eben leider nicht nur durch den Geschmack, den dieses Publikum mitnimmt, wenn es Urlaub von der Moderne macht. Die Liebe zwischen Mann und Hengst stiftet nämlich absolute Identität und die Wüste dient als deren Symbol; hier werden Uchaijid und Mehri ein Fleisch, vereinigt sich ihr Blut: »Da ihm die Stellung nicht gefiel, streckte er sich auf dem Rücken des Mehri aus und schmiegte sich an den gehäuteten Körper. Er spürte die klebrige rote Haut, das Blut war noch nicht völlig getrocknet. Auch er selbst war nackt. … Und nun schien sich ihrer beider klebrig geronnenes Blut zu vermischen. Das war es, was die Alten Verbrüderung nannten. Pakt der Bruderschaft. Pakt ewiger Treue. Körper verband sich mit Körper, Blut vermischte sich mit Blut. Zuvor waren sie nur Freunde gewesen, jetzt waren sie durch ein stärkeres Band verbunden – das Blut. Die Bruderschaft des Bluts ist sogar stärker als die Verwandtschaft.«

Es bedurfte kaum solcher Deutlichkeit im Sexuellen und Ideologischen, um zu erkennen, dass diese Bruderschaft wirklich nichts

mit ursprünglich identitätsstiftenden Formen von Familie und Stammesgesellschaft zu tun hat und die vielen Zitate aus Koran und Bibel wie auch der mit solchen Elementen kokettierende Ton von archaischer Religiosität denkbar weit entfernt sind. Vielmehr handelt es sich bei dieser Bruderschaft ein weiteres Mal um Antimoderne als Reaktionsbildung der Moderne. Ja die Bluts-Bruderschaft von Mann und Hengst stellt eine, Wagners Parsifal durchaus vergleichbare, märchenhafte Konstruktion von Rasse dar.[1] Das zeigt sich indirekt an der Exponierung der Figuren und Mächte, die jene Identität gefährden und sie schließlich zerstören: die Frauen, die Händler und das Gold.

Die Bluts-Bruderschaft von Mann und Hengst stellt eine märchenhafte Konstruktion von Rasse dar

Alles Unheil beginnt damit, dass der Kamelhengst seinem »blinden Mannesdrang« folgt, sich mit Stuten einlässt und sich die Krätze holt. »Nach der Untat wendet sie sich von ihm ab und sagt, sie habe nichts mit ihm zu schaffen. Ganz wie es der vermaledeite Satan mit den Menschen macht. Gott hat sie beide verdammt, den Satan und das Weib. Ja, wer ist denn das Weib anderes als der vermaledeite Satan?« Nicht anders ergeht es seinem Herrn, dem Beduinen. Seine Frau ist es, die ihn vom Stamm getrennt hatte und ihn nun mit all ihrer Macht dazu drängt, das Kamel zu verpfänden: »Was ist denn diese Frau? Ein Fangseil, vom Teufel geschaffen, um Männern um den Hals gelegt zu werden?«

Die Verwandten dieser Frau sind »Fremde«. Ein Fremder auch hat das Interesse, sie Uchaijid wieder abzukaufen, und Uchaijid ist schließlich dazu bereit, weil er ja dafür sein Kamel zurückerhält. Ort des Warentausches ist die Oase, die als Symbol von Geld und Sklaverei, als der Ort, wo die Menschen entfremdet sind und sich erniedrigen, der Wüste entgegengesetzt wird. In der Oase, so denkt Uchaijid zuletzt, werden die Menschen zu »Sklaven des Teufels« – und der Beduine glaubt sich davor gerettet, da er »dem reinen Tier« folgte statt dem Teufel. Aber er hat sich mit der Verbindung zu der Frau und der Verpfändung des Kamels bereits zu tief verstrickt in die Gesetze der Oase. Es gibt für den einzelnen kein Entrinnen, wie auch der Teufel keine Metapher bleibt, sondern leibhaftig erscheint.

In der Brust jenes fremden Händlers »ruht ein Geheimnis«, eines, von dem allerdings die Augen alles ausplaudern: Als der Beduine dem Händler »von dem Mehri erzählt hatte, war ihm das Leuchten in seinen Augen nicht entgangen. Es war ein Leuchten, wie es nur in den Augen der Händler aufscheint, die im Goldhandel Erfahrung haben. Das Leuchten des Goldes.« Mit diesem Gold infiziert der Fremde mit seltsamer Bewusstheit auch den Beduinen und der Erzähler kostet die Szene in all ihrem Reichtum an Anspielungen aus: »Aus einer eisernen Truhe holte er einen alten Lederbeutel, auf dem die Zeichen der Zauberer eingraviert waren. Zweimal schöpfte er daraus mit einem Teeglas. Der Goldstaub strahlte grell. Die Strahlen der Abenddämmerung brachen sich auf den gelben Körnchen; das Gold leuchtete.« Der Goldstaub, der dem Roman den Titel gibt, ist das symbolische Gegenstück zum Wüstensand. Bis ins Detail zielt der Autor auf manichäische Teilung der Welt in Gut und Böse; überall wird in deren Sinn das gesellschaftliche Verhältnis durch die Projektion auf die Physis der Menschen ersetzt. Das Gold ist dafür nur das Medium. Charakteristisch darum, worin der Vorgang von einem normalen Geschäft abweicht: Statt dem Beduinen genau das zu geben, was die Ware im Austausch von Frau und Kamel wert ist, gibt der Händler dem Beduinen das Gold als Geschenk; wahrhaft eine irrationale Dreingabe. Mit ihr verschwindet der Tauschwert in der Person: Der Besitzer des Geldes wird zur Personifikation des Geldes – ganz ähnlich wie bei Shakespeares Shylock, der auf das Geld verzichtet, wenn er nur dem Christen das Fleisch aus der Brust schneiden darf.

Der Beduine zögert: »In unserem Stamm sagt man, das zieht Unheil auf sich.« Aber der Fremde »schwenkt den Kaufvertrag und lächelt: ‚Das sind doch nur Märchen, verbreitet von denen, die unfähig sind, etwas davon zu kriegen. Das Gold ist das Ziel jedes Menschen, von der Geburt bis zum Tod.'« Indem der Beduine das Gold annimmt, ist er tatsächlich verhext und verflucht. »Er hat ihn mit dem gelben Staub verunstaltet, hat seine Hände beschmutzt, seine Seele befleckt.«

Neben seinem strukturellen Antisemitismus kommt al-Konis Roman dem wachsenden Bedürfnis nach Esoterik entgegen

All das sind Anspielungen auf eine Rolle, die in abendländischer Tradition den Juden zufällt: das Gold zu verkörpern. Mit dem immer wieder beschriebenen Leuchten des Goldes in den Augen des Fremden, des Händlers, hält al-Konis Roman jene Identität von Physis und Tauschwert fest, bestätigt die antisemitische Projektion darin, dass eine bestimmte »Menschenart« mit der real-abstrakten Seite der Warenproduktion zusammenfällt. Dabei wird dieser Händler mit keinem Wort als Jude bezeichnet, er ist so ‚jüdisch' wie Wagners Judenkarikaturen Alberich und Mime.

Diese unheimliche Verwandtschaft wird vor allem deutlich, wenn der Beduine den Händler ermordet. Im Vernichtungswahn dieser Szene ist das ganze Interesse auf die Physis geheftet, wobei der Händler, der gerade nackt in einer Quelle badet, als Zauberer und Tier gleichzeitig (also kein »reines Tier«!) erscheinen soll: »Dieser Zauberer! Sein Blick war jetzt ganz anders ... Seine großen Ohren hingen herab wie bei einem jungen Esel. Sein Kopf war kahl und oval, der Bart glich dem eines Ziegenbocks. Seine Rippen standen hervor. Mager war er. In seinen weiten Kleidern sah man ihm das nicht an. Es waren Pfauenkleider, die seinen Körper aufblähten und ihn als Giganten erscheinen ließen. Alles an ihm war unecht, und es kam ihm seltsam vor, wie er sich von diesem törichten Tier so leicht hatte täuschen lassen.« Im nächsten Moment erschießt ihn Uchaijid und entleert den Beutel mit dem Goldstaub ins Wasser, »dorthin, wo der Körper verschwunden war ... Im Westen, weit weg hinter dem Wald, waren Jubeltriller zu hören.«

Al-Konis Buch hat demnach einiges zu tun mit der neueren Politik Libyens, wo Ende der 60er Jahre die Juden in Tripolis und Bengasi entschädigungslos enteignet und ausgewiesen wurden, oder auch mit dem im Nationalsozialismus geraubten Gold, das in den 90er Jahren in der Schweiz namhaft gemacht worden ist – mehr jedenfalls, als mit den realen Lebensbedingungen der Tuareg oder den alten literarischen Traditionen Arabiens, in denen übrigens die Wüste als Ort der Handlung durchaus gemieden wird. Es wundert nicht, dass der Roman im deutschsprachigen Raum auf großes Interesse stößt. Die Neue Zürcher Zeitung feierte geradezu den »mystischen Urgrund« der Erzählung, ihre »Verwurzelung in urewigen, schicksalhaften Gesetzen und Bündnissen, die älter als jedes Familienband sind«. Neben seinem strukturellen Antisemitismus, aber nicht unabhängig davon, kommt er dem wachsenden Bedürfnis nach Esoterik entgegen und bedient die wieder laut gewordene Sehnsucht nach Identität. Das deutsche Publikum, so zeigen vor allem Besprechungen in diversen Provinzblättern, hat in diesem imaginären Nordafrika ein diskretes Bayreuth entdeckt, kann sich darin moralisch vom Eurozentrismus distanzieren und die Solidarität mit der Dritten Welt genussvoll auskosten, indem es sich seine eigene Ideologie bestätigen lässt.

Ibrahim al-Koni: Goldstaub. Aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich. Lenos-Verlag: Basel 1997. 166 S. DM 18,-.

Anmerkung:

1 Vgl. hierzu Scheit: Verborgener Staat, lebendiges Geld. Zur Dramaturgie des Antisemitismus. Freiburg 1999, S. 326-336.

► **Gerhard Scheit** ist freier Autor und lebt in Wien. Im letzten Jahr veröffentlichte er sein Buch *Verborgener Staat, lebendiges Geld. Zur Dramaturgie des Antisemitismus* (s. Rezension auf Seite 45).

Wortkarawanen

Migration und Doppelzüngigkeit bei Özdamar

Die hiesige Kritik feierte die Romane von Emine Sevgi Özdamar unter dem Etikett 'MigrantInnenliteratur'. Im Gegensatz zur begeisterten Rede von der 'Zufuhr frischen Blutes für die deutsche Sprache' zeichnet sich der Roman jedoch vielmehr durch einen sehr differenzierten Umgang mit kulturellen Unterschieden aus: Identität erscheint hier nicht als feste Größe. Das spiegelt sich auch in der Erzählweise und Sprache des Romans wider.

von **Hansjörg Bay**

► Karawansereien bieten nicht nur Kamelen und exotistischen Besetzungen Raum, sondern auch dem vorübergehenden Verweilen und der zufälligen Begegnung von Reisenden. Es sind Räume, wo sich verschiedene Stimmen, Sprachen und Erzählungen mischen, und es sind Durchgangsräume. Als solche werden sie im Titel von Emine Sevgi Özdamars Roman zur Metapher: *'Das Leben ist eine Karawanserei hat zwei Türen aus einer kam ich rein aus der anderen ging ich raus'*.[1] Das lässt bereits vermuten, dass Wanderungsbewegungen dem Roman nicht fremd sein werden. Aber der Text handelt nicht nur von einem Ich, das unterwegs ist; er ist seiner ganzen sprachlichen und narrativen Form nach bestimmt von der Migrationsgeschichte, die er zu erzählen beginnt: Obgleich es sich um einen 'Türkei-Roman' handelt, liegt der Aufbruch nach Deutschland, mit dem die hier erzählte Geschichte einer jungen Türkin endet, deren Erzählung immer schon voraus.

Wenn ich dem nachgehe, so thematisiere ich Özdamars Text als einen Roman der Migration und in mancher Hinsicht auch als den Roman einer Migrantin, nicht aber als 'MigrantInnenliteratur'. Literarische Texte nach der Herkunft ihrer AutorInnen zu sortieren, ist ästhetisch fragwürdig und politisch verhängnisvoll; denn die Zusammenfassung der Texte von MigrantInnen zu einer eigenen Einheit unterstellt nicht nur eine nicht vorhandene Homogenität, sondern schließt sie als eine Art 'Literatur mit Aufenthaltsberechtigung' aus der 'deutschen' Literatur aus und leistet damit implizit dem Phantasma einer einheitlichen Nationalliteratur und -kultur Vorschub. Gerade im Blick auf Özdamar, die zunehmend zur 'Vorzeigemigrantin' der deutschsprachigen Literatur zu avancieren scheint, zeigt sich überdies, dass die Subsumtion ihrer Texte unter die Kategorie 'MigrantInnenliteratur' jenem orientalistisch-exotistischen Rezeptionsmuster Vorschub leistet, das die Aufnahme der 'Karawanserei' in der deutschen Literaturkritik bestimmte. Denn die Ein- und Ausgrenzung als 'MigrantInnenliteratur' degradiert die betroffenen Texte zum Gegenstand eines Spezialinteresses – sei dieses nun sozialpädagogischer, soziologischer oder exotistischer Art – und zum Gegenstand rezeptionsverengender Erwartungen wie der Bestätigung gängiger Fremdbilder, der Vermittlung fremder Kultur oder der Zurschaustellung exotischer Fülle.[2]

Die Kategorie 'Migrantenliteratur' leistet exotistischen Rezeptionen Vorschub

Özdamars autobiographische Züge tragender Roman erzählt aus der Perspektive der Protagonistin die Geschichte einer Türkin von ihrer Geburt im Jahr 1946 bis zu ihrem Aufbruch nach Deutschland im Alter von etwa 18 Jahren. Der Folgeroman, 'Die Brücke vom goldenen Horn', setzt diese Geschichte fort und berichtet vom Leben als Arbeiterin und Schauspielschülerin in Berlin, Paris und Istanbul zur Zeit der 68er-Bewegung und des Militärputsches in der Türkei. Schon in der 'Karawanserei' aber erscheint das Leben der Ich-Figur als eine Migrationsgeschichte, die durch eine fast programmatisch anmutende Vielzahl geographisch, kulturell und sozial höchst unterschiedlicher Sphären führt und dabei die Türkei der 50er- und 60er-Jahre als einen Raum vielfältiger kultureller Differenzen erschließt.

Durchgangsraum Türkei

► Geboren in Malatya im kurdischen Anatolien verbringt die Ich-Figur nur wenige Lebensjahre in Istanbul, bevor ihre Familie unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse immer wieder umzieht. In der »religiösen Straße« einer Kleinstadt macht sie Bekanntschaft mit Kopftüchern, Koran-Schule und Namaz-Gebeten; in einem »Bürokratenviertel« lernt sie die Selbstrepräsentation der kemalistischen Republik kennen; in der Großstadt Bursa beginnt zwischen Schule, türkischem Bad und amerikanischen Krimis ihre Pubertät, und der Militärputsch von 1960 verschlägt sie nach Ankara. Im Verlauf dieser raumgreifenden Bewegungen kommt sie mit einer Vielzahl von Figuren aus den unterschiedlichsten sozialen und kulturellen Milieus in Berührung, darunter insbesondere die Wahlverwandten von den Rändern der Gesellschaft, die Huren und Verrückten. Entsprechend heterogen sind die kulturellen Einflüsse und Diskurse, zwischen denen die Ich-Figur heranwächst: Da sind die arabischen Gebete, die Anekdoten und Lebensweisheiten der Großmutter und die mythischen Geschichtserzählungen des Großvaters; da ist überhaupt eine Vielzahl mündlich weitergegebener Sprichwörter, Legenden und Märchen; aber da sind auch die türkischen Schulbücher und Zeitungen, die amerikanischen Comics, Krimis und Kinofilme und die europäischen Romane und Theaterstücke; da sind die Worte der Frauen im Badehaus, die Reden der Verrückten auf den Straßen und die politischen Statements der Republikaner, Demokraten und Kommunisten.

Mindestens ebenso wichtig wie diese Vielfalt selbst jedoch ist, dass es sich auch bei den einzelnen Szenen, die das migrierende Ich durchquert, nicht um kulturell homogene, 'reine' Räume handelt. So ist das Haus in der »religiösen Straße« auch Ort der Entdeckung der eigenen Sexualität; in der »Villa im Bürokratenviertel« haust mit der Familie zugleich ein heruntergekommener Derwisch mit seinen Läusen und Spinnen, und im Badehaus irritiert das Auftreten einer »Hure« die islamisch korrekte Entfaltung weiblicher Reinlichkeit.

Dass diese Hybridität der einzelnen Räume auch die zwischen ihnen sich abzeichnenden Oppositionen durcheinanderbringt, zeigen schon die ersten Istanbuler Szenen, in denen die Wohnung der amerikanisierten Eltern und ein nahegelegener Friedhof gegeneinandergestellt werden. Der Friedhof erscheint zunächst als Sphäre der Großmutter mit ihren Totengebeten und volksreligiösen Ritualen, und die Enkelin bestaunt die fremden arabischen Buchstaben, die »wie eine Karawane« aus ihrem Mund kommen. Aber bald schon changiert der vertraute Umgang mit dem Tod ins Negative: »Langsam mischten sich unsere Schatten mit Totenschatten, Ameisen kamen, setzten sich auf meine Spielwunden, dann kamen die Friedhofskatzen mit ihren überfahrenen Beinen, zerkratzten Mündern, blinden Augen, blutenden Nasen, abgeschnittenen Schwänzen, mit ihren fleischlosen Körpern legten sie sich auf diese toten und lebendigen Schatten, saßen da mit ihren Mündern ohne Zunge.«

Dem Erscheinen der Katzen folgt das des Friedhofsnarren Musa, und so mischen sich vor den Augen des kleinen Mädchens nicht nur die eigenen Schatten mit Totenschatten, sondern auch die Gebete der Großmutter mit



Konrad Winter: »Fernsehzimmer«

den halbverrückten Reden Musas und die »fleischlosen Körper« der Katzen mit dem größer werdenden »Fleisch« in der Hand des exhibitionistischen Friedhofsnarren.

Gegenüber der Schwere dieser Friedhofssphäre erscheint die elterliche Adaption der amerikanischen Kinowelt als heiter-karnevaleske Groteske: Der Schafskäse an der Gabel denunziert den Vater, der mit Hut und Sonnenbrille Hollywood-Stars imitiert, und wenn die Mutter mit neuen »Makkaronilocken« und geschminktem Mund zur Grammophon-Melodie von Frank Sinatra singt, sie werde mit der »Baumwolltante« einkaufen gehen, dann unterwandert der agrarisch-rurale Beiklang die moderne Inszenierung. Die inneren Brechungen beider Sphären aber lassen auch den Gegensatz zwischen großmütterlichem Friedhof und elterlicher Wohnung, zwischen religiöser Tradition und westlicher Moderne nicht unberührt und verhindern eine eindeutige Opposition.

Wie sich in den ‘Karawansereien’ die Reisenden und ihre Erzählungen mischen, so sind auch die verschiedenen Sphären in Özdamars Roman Orte unterschiedlicher Menschen, Diskurse und Praktiken. Das bedeutet weder, dass sich hier alles mit spielerischer Leichtigkeit mischen würde, noch, dass es keine Repression gäbe – die Ich-Figur mit ihrer kurdischen Herkunft muss das gleich bei der Einschulung erfahren. Aber die fehlende Reinheit der einzelnen Sphären verdankt sich nicht nur dem Eindringen abweichender Einflüsse oder Figuren, sondern macht diese Sphären auch offener und für Fremde betretbarer. Die in diesen Bewegungen erschlossene Türkei der 50er- und 60er-Jahre erscheint weder als homogenes Feld, noch als Pluralität in sich geschlossener kultureller Identitäten oder als ein Raum, der durch eindeutig besetzte Orte und klare Oppositionen definiert wäre.[3] Sie ist auch nicht einfach ein Raum fließender Grenzen – diese sind durchaus erkennbar –, aber ein von mannigfachen Differenzen durchzogener Raum je spezifischer Verschränkungen, Vermischungen und Überlappungen. Kulturelle Unterschiede und Spannungen wie die zwischen West- und Osttürkei, Stadt und Land oder auch zwischen Tradition und Moderne, Religion und Kemalismus werden ebenso sichtbar wie der teilweise repressive Umgang mit ihnen; aber sie erscheinen weniger als starre Gegensätze denn als alltäglich verhandelte und überschrittene Differenzlinien.

Eine ‘Heimat’, aus der Identität begründet werden könnte, gibt es nicht

Migration und Ich-Konstruktion

►Für die Ich-Figur, deren Geschichte Özdamars Roman erzählt, sind all diese hybriden kulturellen Räume Durchgangsräume. Der Aufenthalt in ihnen ist jeweils mehr oder weniger angenehm; es gibt jedoch keinen privilegierten Ort einer ‘Heimat’, an dem das Ich seine Identität verankern und begründen würde. Nicht der Mythos von Ausflug und Rückkehr strukturiert die erzählte Lebensgeschichte, sondern der des Unterwegsseins – nicht von ungefähr beginnt und endet der Roman in einem Zug. Fragt man nach dem Zusammenhang von Migration und Ich-Konstruktion, so liegt es natürlich nahe, angesichts der Vielfalt der Figuren, Diskurse und Räume, mit denen die Ich-Figur in Berührung kommt, die Ausbildung einer irgendwie ‘brüchigen’, ‘fließenden’ oder ‘hybriden’ Identität zu vermuten. So sehr solche Begriffe jedoch etwas treffen, so sehr besteht die Gefahr, dass in der Vagheit ihres identifikatorischen Gebrauchs gegenläufige Momente der Ich-Konstruktion übersehen werden, und so wenig entbinden sie von der Aufgabe, genau hinzusehen, wie der Text diese Identität hervorbringt.

Bei einer Ich-Erzählung erfordert das vor allem, über die inhaltliche Ebene hinauszugehen und das Erzählen selbst ins Auge zu fassen. Özdamar bedient sich der Ich-Form allerdings in einer Weise, die die ihr eingeschriebene Identitätsfunktion zurücknimmt und sich der Herstellung von Kohärenz, Konsistenz oder Kontinuität weitgehend enthält. Im Gegensatz zur fiktiven Autobiographie klassischen Typs, in der das erzählende Ich aus einer souveränen Perspektive rückblickend seine Geschichte integriert, wird fast durchgehend aus der Perspektive des erlebenden Ichs erzählt. Nur wenige Eingriffe, in denen sich ein rückblickend erzählendes Ich abzeichnet, markieren eine zeitliche Differenz zwischen Erzählen und Erleben und zwischen erzählendem und erlebendem Ich. Damit verzichtet der Roman darauf, eine Überlegenheit des erzählenden Ichs gegenüber seiner Vergangenheit auszuspielen und all die früheren, über den Verlauf der Zeit verstreuten Momente dieses Ichs von diesem späteren Punkt aus gleichsam wieder einzusammeln.


Konrad Winter: »composition-book«

Durch die Dominanz szenischen Erzählens wird dieser Verzicht auf die Integration und Interpretation der eigenen Lebensgeschichte auf das jeweils erlebende Ich ausgedehnt. Der Roman zeigt aus der Perspektive der Ich-Figur, was um diese herum vorgeht und was sie selbst tut; aber er kommentiert das Wahrgenommene nicht und gibt kaum Auskünfte über das Innenleben des Ichs. Das impliziert, dass in Zeit und Raum kaum je über das gerade Erlebte hinaus ausgegriffen wird. Anstatt sich an Vergangenes zu erinnern oder sich projektiv in die Zukunft zu entwerfen, geht das Ich ganz in der jeweiligen Szene auf. Erst diese dem Zeigen verpflichtete Erzählweise bringt die Pluralität und Heterogenität der türkischen Romanwelt auf der Ebene der Identitätskonstruktion zum Tragen. In der Hingabe an die wechselnden Szenen seines Lebens scheint sich das Ich des Romans an diese zu verlieren, sich in sie zu zerstreuen und sie zugleich in sich zu versammeln – ganz Identität im Fluss, multiple Identität, hybride Identität.

All dies ist jedoch nur die eine Seite des Ich-Entwurfs in Özdamars Roman. Denn seine Zurücknahme im Erzählen bedeutet nicht, dass sich das Ich auch in der fiktionalen Welt zurücknehmen würde, und hier entfaltet sich nun im Verlauf des Romans eine gegenläufige Dynamik. Das heranwachsende Mädchen liefert sich den wechselnden Szenen ja nicht einfach aus; es reagiert und je älter es wird, desto entschiedener agiert es. Vor allem vom Romanende her gesehen muss die Geschichte der Ich-Figur dabei auch als Geschichte einer weiblichen Emanzipation gelesen werden – es ist ja für eine achtzehnjährige Türkin nicht gerade selbstverständlich, sich ohne zwingende Gründe ins Ausland aufzumachen. Aber der Roman endet nicht nur de facto mit diesem radikalen Schritt in die Selbstständigkeit; er inszeniert ihn auch als eine autonome Entscheidung der Ich-Figur, die uns am Ende als selbstbewusste und durchsetzungsfähige junge Frau entgegentritt. Spätestens von diesem Ende her betrachtet fügen sich jedoch auch frühere Szenen wie die 'jungenhaften' Streifzüge und Geschlechtertauschphantasien in Bursa, die Verweigerung gegenüber häuslichen Tätigkeiten, der zweite Selbstmordversuch oder das Hingezogensein zu Huren und Verrückten in eine weibliche Emanzipationsperspektive – allerdings nicht als Schritte auf einem vorgezeichneten Weg, sondern als verstreute Ausbruchsversuche, als widerspenstige, teils aufmüpfige, teils selbstzerstörerische Praktiken einer Heranwachsenden, die sich in die vorgesehenen Frauenrollen nicht fügen will.

Die Sympathie für offene Subjekt-Konstruktionen darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die erzählerische Rücknahme der Identitätsfunktion in Özdamars Roman durchkreuzt wird von einer Bewegung der Emanzipation und einem eher konventionellen Konzept des Erwachsenwerdens. Der Ausbruch aus dem Herkunftsmilieu und die Signale einer gelungenen Subjektwerdung am Ende des Romans bedeuten nicht, dass sich die heterogenen Szenen der Lebensgeschichte nun unter der Hand doch noch zu einem sinnhaften Ganzen zusammenfügen würden – eine 'Entwicklung' im strengen Sinn wird auch ex post nicht sichtbar. Aber die Signale der Subjektwerdung machen deutlich, dass im Karawanserei-Roman ein erhebliches Maß an Offenheit in der Identitäts-Konstruktion und ein erhebliches Maß an Ich-Stärke eine spannungsreiche Verbindung eingehen. Das Schwergewicht verlagert sich dabei mit zunehmendem Alter der Ich-Figur vom ersten zum zweiten Pol.

Im Zug des Übersetzens

Die Kategorie 'Migrantenliteratur' leistet exotistischen Rezeptionen Vorschub. Ein Roman der Migration ist die 'Karawanserei' nicht nur, weil sie von der Bewegung eines Ichs durch einen Raum kultureller Differenzen erzählt, sondern auch in der Art und Weise, in der sie dies tut. Der Text spricht nicht nur von Migration; er hat die Migrationserfahrung in sein Sprechen selbst aufgenommen. Denn obwohl er die Geschichte einer Türkin in der Türkei aus der Perspektive eben dieser Türkin zu erzählen scheint, ist die Perspektive auf diese Geschichte doch nicht einfach eine türkische. Die Fahrt nach Deutschland, mit der Özdamars Roman endet, liegt ihm immer schon voraus.

Zwar gibt es kein erzählendes Ich, das erkennbar in Deutschland zu verorten wäre und von dort aus auf seine Kindheit und Jugend in der Türkei zurückblicken würde. Aber eine Distanz zu den früheren Szenen ist dem Erzählen selbst eingeschrieben. Es ist zunächst eine zeitliche Distanz; in dieser jedoch breitet sich eine räumliche aus: Hinter den weit geöffneten Augen des Mädchens, die voller Verwunderung in die Welt blicken, verbirgt sich ein anderer Blick, der von weit her auf die Szene schaut und kaum weniger zu staunen scheint. Es ist der Blick jener Frau, die die Ich-Figur sein wird – irgendwann, lange nachdem sie in den Zug nach Deutschland gestiegen ist. Diese Frau hat im Text keinen Ort; aber ihr Schauen ist anwesend im Blick des kindlichen Ichs und trägt seine Fremdheit in ihn hinein. Was dabei entsteht, ist kein bloß naiver, sondern ein im wörtlichen Sinn ver-rückter, in sich verschobener Blick. Seine Nicht-Identität nimmt der Welt ihre in sich ruhende Festigkeit, bringt ihre Konturen in Bewegung und produziert jene fast surreal anmutenden Formen, die im Blick der Lesenden ein drittes Staunen provozieren. Die bei aller Plastizität und scheinbaren Unmittelbarkeit der Darstellung sich einstellende Fremdheit der türkischen Welten in Özdamars Roman ist nicht einfach die des gezeigten Landes, sondern Effekt des Zeigens, Resultat dieses verrückten Blicks, in dem sich kindliche Offenheit gegenüber dem Neuen und halb ungläubige Verwunderung ob des fremd gewordenen Alten überlagern.

Seinen Ort hat jener zweite, von weit her kommende Blick in keiner eigenständigen Instanz, sondern allein in den sprachlichen und narrativen Verfahren, mit denen Özdamar sich einer Welt nähert, die nicht mehr die ihre ist.[4] Was sich formal als Verfremdung beschreiben lässt, übersetzt die Verschiebung und Verrückung der Migration, mit der der Text endet, in Sprache und Darstellung. Das auffälligste unter den genuin sprachlichen

Verfremdungsverfahren des auf Deutsch geschriebenen Textes ist dabei die wörtliche Übersetzung türkischer Redewendungen und konventionalisierter Metaphern. Das wirkt teils grotesk und surreal, teils auch unmittelbar einleuchtend, in jedem Fall aber irritierend fremd: Anstatt spazieren zu gehen, geht man 'Würmer ausschütteln' oder 'sich lüften'; der genervte Vater befiehlt der Tochter, ihm nicht länger 'den Kopf zu bügeln', und die Großmutter fordert ob ihrer Armut, dass 'die Augen des Geldes blind werden' sollen.

Die Kritik hat solche artifiziellen Verfremdungen, die kulturelle Differenz in die Sprache hineintragen, als 'Bereicherung' des Deutschen um kulturfremde Ausdrucksformen begrüßt. Wo Özdamars Übersetzungsverfahren jedoch nur als Resultat von Fremdheit und nicht als produktiver Umgang mit kultureller Differenz begriffen wird, verfällt die Rezeption einem Konzept sprachlicher Authentizität oder dem exotistischen Klischee der fremden Fülle, dem der kolonialistische Zugriff nicht fern liegt. Tatsächlich entstehen durch die wörtlichen Übersetzungen komplexere, 'reichere' Sinnpotenziale im deutschen Text; entscheidend jedoch scheint mir die Tatsache, dass sich die wörtlichen Übersetzungen in der Abweichung von der deutschen Konvention stets selbst schon als Über-Setzungen markieren. Indem sie dies tun, machen sie kulturelle Differenz sichtbar und dekonstruieren sie zugleich. Durch die Übersetzung in beide Kulturen hineingetragen, erscheint diese Differenz nicht mehr als Opposition zwischen getrennten, in sich ruhenden Identitäten, sondern als Differieren aufeinander bezogener und ineinander verschränkter kultureller Räume. Im deutschen Text bekunden die fremden Wendungen nicht einfach Unübersetzbarkeit – sie sind ja übersetzt -; aber sie zeugen von einem Stocken der sprachlichen Aneignung und davon, dass die Übersetzung nicht völlig aufgeht. Indem sie dieses Stocken und dieses Nicht-Aufgehen in neuen, hybriden, nicht völlig assimilierten Wort- und Satzbildungen zugleich überwinden und anerkennen, tragen sie das Fremde, von dem erzählt wird, in die Sprache des Erzählens hinein. Paradoxerweise lässt aber gerade dieser Verzicht auf sprachliche Reinheit im Deutschen auch die türkische Welt, von der erzählt wird, nicht unberührt. Nimmt man die ebenso banale wie unhintergehbare Tatsache ernst, dass 'die Türkei' in Özdamars Roman ein Textphänomen ist, dann dezentrieren die hybriden deutschen Sätze diese Türkei, indem sie die Fremdheit der Perspektive markieren, die ihrem Bild immer schon zugrunde liegt. Im Blick aus der Ferne, der den kindlichen, von innen kommenden Blick überlagert, hat diese Türkei immer schon aufgehört, 'authentisch' zu sein.

Fremde Wendungen zeugen von einem Stocken der sprachlichen Aneignung

Von Zungenhuren

Die Kategorie Migrantenliteratur leistet exotistischen Rezeptionen Vorschub. Indem sie die Differenz-Erfahrung der Migration im Erzählen selbst zur Geltung bringt, hat die skizzierte Übersetzungstechnik entscheidende Bedeutung für den gesamten Roman. Denn 'getürkt' ist Özdamars Text nicht nur im sprachlichen Sinn, und wenn sich im Zug des Übersetzens jene Zugfahrt fortsetzt, mit der die Protagonistin nach Deutschland übersetzt, dann strahlt dies nun auch aus auf alle anderen Verfremdungstechniken des Romans. Das betrifft vor allem die Überzeichnung der geschilderten Welt, die die Dinge, Menschen und Geschehnisse bisweilen bizarre Blüten treiben lässt. Meist resultiert das einfach daraus, dass einzelne Kulturmuster herausgegriffen und durch Verstärkung ins Groteske getrieben werden; der Übergang zur reinen Parodie ist jedoch fließend, wenn die verschleierten Frauen auf dem Weg ins Badehaus zu »gesichtslosen Vierzigfüßlern« werden, bevor sie dort »kilometerlange Haare« und »kiloweise Busen« entblößen. Wenn gar eine Lüge den Mund des Vaters schief werden lässt und die Großmutter ihn am Abend mit magischen Ritualen wieder zurechtzurücken versucht, dann vermag wohl nur noch eine interkulturelle Germanistik, die 'MigrantInnenliteratur' auf die Aufgabe der 'Kulturvermittlung' festlegt, an eine 'authentische' Darstellung fremder Kultur für deutsche LeserInnen zu glauben. Das heißt nicht, dass die 'Karwanserei' nicht auch eine Darstellung türkischer Kultur von erheblichem Anspruch und ein Projekt der erinnernden Bewahrung einer untergegangenen Zeit wäre; aber es heißt, dass dieses Projekt im Sinne einer realistischen Ästhetik nicht adäquat zu begreifen ist.

Wer daher türkische 'Authentizität' hinter den sprachlichen und narrativen Verfremdungen auszumachen sucht, sollte auf der Hut sein. Denn der Zug des Übersetzens, in dem das Roman-Ich nach Deutschland aufbricht , ist ein »Hurenzug«, und zwischen all den potentiellen »Zungenhuren« sitzt eine, die sich schon im Romanverlauf als solche geoutet hat: »Meine Mutter lachte und sagte: 'Es gibt sieben Arten der Hurerei in dieser Welt.' Ich wäre eine Mundhure, die mit der Zunge Hure ist. OROSPU. Das Wort Orospu gefiel mir.« Im Erzählen der »Mundhure« ist die Grenze zwischen Wahrheit und Lüge, Realismus und parodistischem Spiel, 'echter' Übersetzung und bloßem Sprachwitz nicht auszumachen. Sie dreht und wendet ihre Zunge, wie und wohin es ihr gefällt. Wer die 'Karawanserei' betritt, sollte daher darauf gefasst sein, dass ihm drinnen eine »Mundhure« begegnet – und der Versuch, sie mit ihren Aussagen dingfest zu machen, wird ins Leere gehen. Denn wie andere Hurenhäuser auch haben Karawansereien zwei Türen.

Anmerkungen:

1 Özdamar, Emine Sevgi: Das Leben ist eine Karawanserei hat zwei Türen aus einer kam ich rein aus der anderen ging ich raus, Köln 1992. Außerdem von der Autorin: Die Brücke vom goldenen Horn, Köln 1998; und: Mutterzunge. Erzählungen, Berlin 1990.

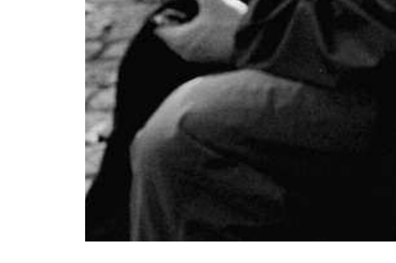
2 Die Gefahr solcher Erwartungen besteht freilich auch dort, wo es gerade um die Problematisierung kultureller Identitäten geht: Angesichts der erfreulichen Zunahme eines im weiteren Sinne postkolonial inspirierten Interesses an den Texten von MigrantInnen ist dringend davor zu warnen, diese nun vorab auf die Produktion von 'Hybridität' zu verpflichten. Inwiefern hier Gegenmodelle und -strategien zu essentialistischen Konzepten kultureller Identität zu finden sind, kann immer nur die konkrete Analyse erweisen.

3 Eine Ausnahme bildet nicht zufällig das Atatürk-Mausoleum in Ankara, ein »unbarmherziges Gebäude«, das der Text mit der Militärdiktatur in enge Verbindung bringt und das die heruntergekommene Familie der Ich-Figur durch seinen sterilien Glanz förmlich aus sich ausstößt. In seiner monumentalen Eindeutigkeit lässt das »Grabmal« am lebensfeindlichen Charakter der Unterdrückung von Hybridität keinen Zweifel; symbolisch verdichtet sich in ihm der repressive Charakter eines nationalistischen Homogenisierungsprojektes, das der Roman auch im Blick auf Atatürks Verbot der arabischen Schrift und sein Vorgehen gegen den Islam kritisch beleuchtet.

4 Das brechtsche Theater, das Özdamar in ihrer Schauspielpraxis intensiv kennenlernte, scheint mir ein Modell zum Verständnis dieser spezifischen Erzählsituation zu bieten: Das erzählende Ich schlüpft in die Rolle des erlebenden; aber es spielt diese nicht identifikatorisch, sondern mit epischer Distanz. Wenn man den Roman, der keine Autobiographie sein will, für einen Moment autobiographisch liest, so begibt sich hier eine Autorin, die Schauspielerin ist, von weit her zurück in die Welt ihrer Kindheit und Jugend, um die alten Szenen noch einmal durchzuspielen. In der 'epischen' Distanz schlägt sich ein nicht bloß zeitlicher, sondern auch 'räumlich'-kultureller Abstand zur eigenen Vergangenheit nieder.

► **Hansjörg Bay** ist Literaturwissenschaftler. *(Zuletzt herausgegeben: 'Hyperion' – terra incognita. Expeditionen in Hölderlins Roman, Opladen 1998)* In voller Länge ist der vom Autor bearbeitete Text erschienen unter dem Titel »Der verrückte Blick« in: Sprache und Literatur 83, 1999. Dort auch Hinweise zur Literatur.

Seit einiger Zeit sind anti-rassistische Gruppierungen ebenso wie die wissenschaftliche Arbeit mit einer Art Modernisierung fremdenfeindlicher Ideologien konfrontiert: Immer häufiger trifft man auf rassistische Reden, die sich sozusagen auf den neuesten gesellschaftlichen Stand gebracht haben, ihren vormals zentralen Begriff der Rasse in den Hintergrund schieben und nun von der Kultur bzw. von der unaufhebbaren Differenz der Kulturen sprechen. Die rassismusanalytische Literatur hat dies als 'Neo-Rassismus', 'Rassismus ohne Rassen', 'kulturalistischen' oder 'differentialistischen Rassismus' definiert und von den alten, rein biologistischen Diskursen abgegrenzt.[1] Im Rahmen unserer Reihe zu Rassismus und Rassismus-Theorien (iz3w 243 - 246, 249) soll die Vorstellung zweier sehr verschiedener Kritiken moderner Rationalität als mögliche Werkzeuge für die Rassismustheorie – Foucaults 'Bio-Macht' und Horkheimer/Adornos 'Dialektik der Aufklärung'– zur Analyse und Demontage des Neo-Rassismus beitragen. Wir beginnen mit einer Überprüfung von Foucaults Thesen. Im nächsten Heft werden diese dann mit der Ideologiekritik von Horkheimer/Adorno zusammengeführt.



Demontage des Neo-Rassismus

Moderne und postmoderne Konzepte in der Rassismustheorie (Teil I)

von **Angelika Magiros**

► Die Idee einer 'Dialektik der Aufklärung' von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno zählt bei aller schon zu verzeichnenden spätmodernen Vernunftskepsis noch zu einer Ideologiekritik, die sich auf so altbewährte Theorie-Elemente wie den Marxismus, die Psychoanalyse und die Erkenntniskritik stützt. Michel Foucaults These von der 'Bio-Macht' – obgleich immer noch an einer Kritik der gesellschaftlichen Totalität interessiert – ist hingegen bereits auf dem Boden von Poststrukturalismus und Diskursanalyse entstanden. Welchen Wert und welche Reichweite haben seine begrifflichen Instrumente bei der Bearbeitung des Neo-Rassismus, d.h. angesichts eines Objekts, das neben den alten biologistischen Elementen auch den neuen Kulturalismus enthält?

Die Bio-Macht

► In Foucaults Schriften der 70er Jahre finden sich nicht wenige Passagen, in denen der Begriff Rassismus fällt – so etwa in einem Abschnitt aus dem »Willen zum Wissen«, in dem Foucault die tragende Rolle der eugenischen Wissenschaft bei der Identifizierung und Behandlung der sogenannten sexuell Perversen im 19. Jahrhundert beschreibt: »Sie gab vor, die physische Kraft und moralische Sauberkeit des gesellschaftlichen Körpers zu erhalten; sie versprach, die Träger der Schande, die Degenerierten und die entarteten Bevölkerungsteile auszumerzen. Im Namen einer dringenden biologischen und historischen Notwendigkeit rechtfertigte sie die drohend bevorstehenden Staatsrassismen. Sie begründete sie in 'Wahrheit'.«[2] An anderer Stelle, in einer 1976 gehaltenen Vorlesung, referiert Foucault die Logik des Krieges, der sich in der Moderne eine spezifische Begründung gibt: »Im Krieg wird es von nun an um zwei Dinge gehen: Nicht nur den politischen Gegner zu zerstören, sondern die gegnerische Rasse, diese Art von biologischer Gefahr, die diese auf der anderen Seite für die Rasse, die wir sind, darstellt. [...] Aber mehr noch, der Krieg wird im 19. Jahrhundert – und das ist absolut neu – als eine Art und Weise erscheinen, nicht nur seine eigene Rasse zu stärken, indem man die gegnerische Rasse (gemäß den Themen der Selektion und des Lebenskampfes) ausschaltet, sondern ebenfalls als eine Art und Weise, seine eigene Rasse zu regenerieren. Je zahlreicher die unter uns sind, die sterben, desto reiner wird die Rasse sein, der wir angehören.«[3] Offensichtlich kann man in Foucaults Augen von Rassismus sprechen, wenn die körperlichen Merkmale oder die biologische Konstitution von Individuen und ganzen Bevölkerungsgruppen (bzw. das, was man für eine solche Konstitution hält) als minderwertig und gefährlich bezeichnet und ihre Träger entsprechend herabgesetzt, bedroht und bekämpft werden.

Ein solcher Begriff von Rassismus ist in der Literatur und unserem anti-rassistischen Alltagsverstand durchaus üblich. In Foucaults Texten findet sich kaum Neues unmittelbar zum Thema, denn Rassismus ist für ihn nicht das eigentliche Objekt und Ziel seiner Kritik, sondern bildet lediglich eine Schleife innerhalb eines anderen, weiterreichenden theoretischen Projekts: der Beschreibung der allgemeinen modernen politischen Rationalität, die er Bio-Macht nennt.

Erst auf den zweiten Blick entpuppt sich diese etwas abseitige Position der Rassismus-Thematik in den Texten Foucaults als ein großer theoretischer Vorteil: Wenn die rassistischen Reden und Handlungen für ihn nur Teile eines größeren Zusammenhangs sind, wird man in seiner Darstellung weniger lesen können, worin sie sich von der sonstigen Politik *unterscheiden,* warum sie im Vergleich zur Moderne *unmodern* oder vormodern sind und wieso *irrational* im Vergleich zur üblichen Ratio – vielmehr werden die starken *Verbindungen* und *Parallelitäten* zwischen ihnen und dem Allgemeinen im Vordergrund stehen. Foucault rückt den Rassismus damit analytisch in die Mitte moderner Gesellschaften.

Charakteristik und Funktionsweise der modernen Bio-Macht lässt Foucault durch einen historischen Vergleich hervortreten, d.h. durch ihre Abgrenzung von derjenigen Machtform, die bis ins 18. Jahrhundert hinein die vorherrschende in Europa war. Diese vormoderne Form war eine 'Macht, sterben zu machen', denn sie beruhte auf dem geltenden Recht des Souveräns, sich mit Gewalt gegen seine Feinde zu wehren: Wenn er von außerhalb der Reichsgrenzen bedroht wurde, konnte er Krieg führen und sein Volk anweisen, sich für ihn der Gefahr des Todes auf dem Schlachtfeld auszusetzen – und wenn die Bedrohung von inneren Feinden ausging, von Ungehorsam und Gesetzesbruch, verhängte er im äußersten Fall die Todesstrafe. Diese negative, abschöpfende, auf dem Tod


Foto: H. Sachs/version

beruhende Machtform ist einer geschichtlichen Phase zuzuordnen, in der sich die Entwicklung der Produktivkräfte noch auf sehr niedrigem Niveau befand, in der es wenig gab und der Souverän auf die Kräfte der 'einfachen Massen' zugriff. Entscheidend war für den vormodernen Machthaber, dass seinen Befehlen Gehorsam geleistet, ihm ein ordentlicher Anteil der Produkte des Bodens geliefert und zur Not für ihn in den Krieg gezogen wurde – für eine weitergehende und feinere Kontrolle über das Leben seiner Untertanen fehlten ihm die Zeit und die Mittel.

Dies ändert sich im Lauf des 18. Jahrhunderts, nachdem die Seuchen und die großen Hungerkatastrophen in Europa weitgehend besiegt sind. »Der Tod hört auf, dem Leben ständig auf den Fersen zu sein« (Der Wille zum Wissen, S. 169), da zu dieser Zeit die Wissenschaften und die Techniken in der Ökonomie und der Medizin große Fortschritte machen, sich der Ertrag der Landwirtschaft erhöht, die Ressourcen für das Überleben der Menschen anwachsen und so die Bilanz zwischen Bevölkerungswachstum und der Steigerung der Produktivität immer positiver wird. In diesem Spielraum bildet sich, so kommt Foucault nun auf seinen zentralen Begriff, ein neues, gleichfalls produktives und positives Machtprinzip heraus, und dies ist jene Bio-Macht, deren Ziel – oder zumindest Effekt – darin besteht, das biologische, körperliche Leben der Menschen zu kontrollieren, zu regeln, zu verbessern und zu steigern.

Die moderne humanistische Kultur ist eine groß angelegte Identitätspolitik

Diese 'Macht, leben zu machen' ist aus Foucaults Perspektive selbstverständlich keine, deren positiver Charakter als Zuwachs politischer Freiheit zu verstehen wäre. Ganz im Gegenteil übt sie starke Zwangswirkungen aus. Doch während das vormoderne Machtprinzip der Souveränität – so Foucaults Analyse – darauf angewiesen war, sich zu zeigen und daher mit eindrücklichen Symbolen oder Zeremonien wie der öffentlichen Marter arbeitete, funktioniert die neue Bio-Macht lautlos, subtil, aber sehr effektiv; sie bedroht die Gesellschaftsmitglieder nicht mehr mit den blutigen Sanktionen des Gesetzes, sondern entfaltet Druck und Gewalt, indem sie alle an den Normen von Nützlichkeit und Gesundheit misst und auf diese trimmt.

Foucault beschreibt diese Herrschaftsprozeduren, die Arbeit der Bio-Macht, auf zwei Ebenen: Auf der Mikroebene – die der Individuen – machen sich disziplinierende Institutionen wie die Schule, die Armee, besonders aber das Gefängnis, die Klinik oder die Psychiatrie daran, die Körper der Einzelnen zu dressieren, damit sie ihre Kräfte geregelt und nützlich einsetzen und ihre Effektivität steigern können. Auf einer globaleren Ebene geht es darum, die biologischen Phänomene einer ganzen Bevölkerung im größeren, statistisch messbaren Maßstab zu kontrollieren und ihr Niveau durch staatliche Eingriffe wie Geburten-, Gesundheits-, Versicherungs- oder Bevölkerungspolitik im Sinn von mehr Gesundheit und Leistungsfähigkeit anzuheben. Die moderne politische Rationalität zeichnet sich, so kann man zusammenfassen, durch eine allgemeine *Biologisierung* und Medizinisierung aus.

Gefährlicher Humanismus

► Tatsächlich sind in dieser durchbiologisierten Gesellschaft der Moderne alle Bestandteile der rassistischen Ideologie bereits angelegt: Dem biologistischen Rassismus dienen nicht *irgendwelche* Merkmale, sondern ganz spezifisch eine angebliche körperliche, biologische Güte bzw. Schwäche oder Gefährlichkeit zur Hierarchisierung der Menschen. So auch in der Gesellschaft allgemein, deren juridische Maßstäbe und Normen von Gesetz und Gehorsam sich ebenfalls in biologische oder bio-psychologische – in die von Gesundheit und Leistungsfähigkeit – gewandelt haben. Dieser moderne Rassismus begnügt sich nicht mit diesem Identifizieren und Einsortieren der Menschen, sondern *behandelt* sie auch entsprechend, wobei seine Aktionen insbesondere diejenigen treffen, die ihm als krank und gefährlich gelten. Genau dies kann man auch von der sonstigen Bio-Macht sagen, die gleichfalls unablässig arbeitet, Individuen und ganze Bevölkerungsgruppen trainiert und reguliert, kontrolliert, diszipliniert, therapiert und normalisiert, und die überdies ihre Aktivität bevorzugt auf jene richtet, die als anders, schwach, labil und pathologisch gelten. Der moderne Rassismus erhebt zudem den Anspruch, sich in wissenschaftlicher Wahrheit selbst zu begründen, wie es mit Blick auf den eugenischen Diskurs in Foucaults Eingangszitat hieß. Und auch dieses dritte und vielleicht deutlichste Kennzeichen lässt sich schließlich in der modernen Politik generell wiederfinden. Denn diese beginnt Foucault zufolge just in dem Moment, in dem die alte, für eine Souveränitätsmacht typische Berufung auf angestammte Rechte zugunsten einer neuen, rationaleren Herrschaftslegitimation fallengelassen und für das staatliche und institutionelle Handeln einfach die Anwendung der Humanwissenschaften – der Biologie, der Psychiatrie und Psychologie, der Bevölkerungswissenschaften und besonders der Medizin – reklamiert wird. Für Foucault sind die rassistischen Ideen und Praktiken al-

so Teile im Getriebe der allgemeinen politischen Rationalität. Sie fügen sich sehr gut ein in das, was er als die übliche Politik moderner Gesellschaften beschreibt.

Dabei ist diese Bio-Macht für Foucault Ausdruck eines – für ihn unguten – humanistischen Utopismus, einer hektisch-gefährlichen Idee der befreiten Gesellschaft. Die biomächtige Menschentechnologie mitsamt ihren immensen Herrschaftswirkungen wird von dem Ideal einer rundum gesunden Gesellschaft getragen und erhält ihren eigentlichen Schub – und ihre Skrupellosigkeit im Konkreten – erst durch die legitimatorische Kraft dieses Zukunftstraums. Die vielbeschriebene Säkularisierung des modernen Zeitalters, so lautet seine These in diesem Zusammenhang, besteht weniger in einer tatsächlich gelungenen Freisetzung von den metaphysischen Idealen und Autoritäten, sondern vielmehr in dem Umstand, dass die Anweisungen und Versprechungen des Jenseits nur verdiesseitigt wurden und der Mensch sie fortan mit der Kraft seiner eigenen Rationalität erreichen will. Der Mensch, der alle seine Endlichkeiten und Unzulänglichkeiten losgeworden ist; der befreite, volle, mit sich identische Mensch: Dies ist – immer noch – das zwar chimärische, dafür jedoch umso drängender verfolgte Ziel, das nun mit den rationalen Mitteln der Wissenschaft und ihrer politischen Anwendung erreicht werden soll. So betrachtet ist die moderne humanistische Kultur eine einzige, groß angelegte Identitätspolitik.

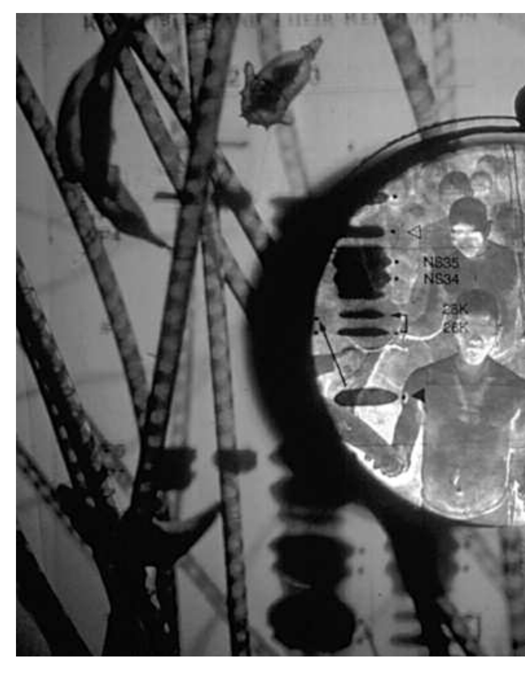
In ihr spielen Biowissenschaften und Medizin eine große Rolle, denn sie bekämpfen die drückendsten aller menschlichen Endlichkeiten – Krankheit und Tod – und verfolgen den größten und schönsten aller Träume vom befreiten, identischen Menschen: die Gesundheit und vielleicht sogar die Unsterblichkeit. Die kritischen Analysen von Humanismus und Medizin, die Foucault in seinen frühen Schriften durchführt, können durchaus in seinen späteren, stärker politiktheoretisch orientierten Begriff der Bio-Macht übersetzt werden, und so sieht man schließlich – liest man auf diese Weise einmal quer durch Foucaults Werk –, dass es nicht nur eine rassismustheoretische Linie bereithält, d.h. nicht nur *eine* den Rassismus mit der Allgemeinheit verbindende Parallelität in ihm beschrieben wird, sondern gleich zwei: Einmal ist es das Hineinpassen des Rassismus in die Bio-Macht, hinzu kommt jedoch noch die Nähe der Bio-Macht zur anthropologischen Struktur der modernen Kultur, d.h. eben zu ihrer Sehnsucht nach dem vollen, mit sich identischen Menschen. Im theoretischen shortcut betrachtet, stellt Foucault die rassistischen Diskurse und Praktiken folglich als genuine – keinesfalls abseitige oder zufällige – Formen dar, in denen der wissenschaftlich gestützte Humanismus, dieser Stolz der Moderne, auftreten kann.

An dieser Stelle sieht man andererseits jedoch ebenso deutlich die funktionalen Grenzen der Thesen Foucaults, wenn es um den hier zu demontierenden Neo-Rassismus geht: Offensichtlich ist ihr theoretisches Verdienst, d.h. das provokante Parallelisieren von Rassismus, allgemeiner politischer Rationalität und ganz allgemeinem modernen Humanismus an die Voraussetzung gebunden, dass es sich bei ihrem Analyseobjekt um einen *biologistischen* Rassismus handelt. Wenn sich jedoch der Rassismus selbst, wie es neuerdings passiert, von der Biologie distanziert und nur noch von Kultur spricht, werden diese Ideen, so ist zu befürchten, theoretisch nicht mehr mitkommen.

Kultur ist…

► Der Neo-Rassismus weist zwar verschiedene Varianten und Muster auf, einige Grundannahmen sind jedoch in fast allen seinen Ausformungen zu verzeichnen. Diese essentials des neuen rassistischen Diskurses verteilen sich wiederum auf zwei argumentative Felder: Zunächst grenzen sich die Neo-Rassisten von ihren Vorgängern, den biologistischen Ideologen, ab, indem sie diesen und besonders ihrem Rasse-Begriff vorwerfen, er sei veraltet, hierarchisch ausgerichtet und spreche immer noch von einer Hoch- und Minderwertigkeit der menschlichen Leistungen. Zudem sei der Gedanke der Rasse einengend und falsch, da er den Menschen vollkommen verkürzt als Produkt allein seiner biologischen Anlagen darstelle. Aus exakt diesen beiden Gründen sei der Begriff der Kultur – und mit ihm die Rede von den differenten Kulturen zur Bezeichnung der verschiedenen Menschengruppen – angemessener: 'Kultur' zu sagen bedeute, dass man die Gleichwertigkeit der Ethnien anerkenne und den Menschen als ein Wesen definiere, das mit seiner Gestaltungskraft weit über die Bedingungen seiner genetischen und somatischen Konstitution hinausgehe.

Trotz dieser ideologischen Lockerung bemüht sich der kulturalistische Rassismus dann aber um eine Begründung, warum die Individuen dennoch an ihre eigentliche, ursprüngliche Kultur gebunden seien: Gerade *weil* die Kulturen alle gleichwertig seien und

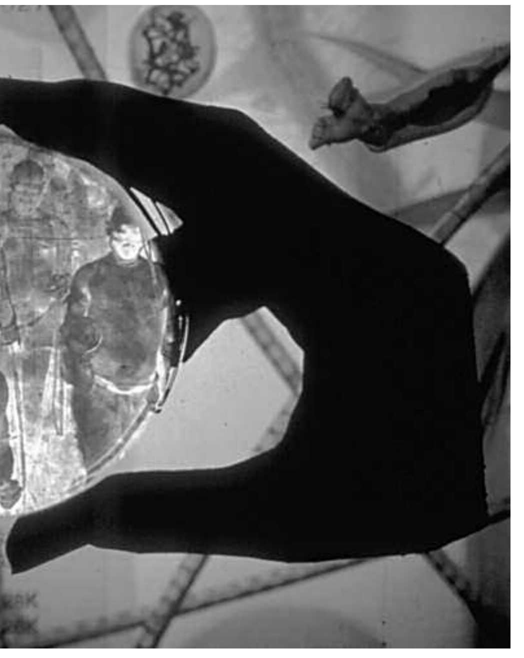


Die Macht, Leben zu machen

ihren je spezifischen Beitrag zum Fortgang der menschlichen Entwicklung leisten, dürften sie sich nicht beliebig vermischen: In solchen Vermengungen würden die einzelnen Kulturen ihren Charakter verlieren und zu einer niveaulosen Einheitlichkeit verschmelzen, die mit einer Schwächung und Dekadenz der Menschheit insgesamt einhergehe. Außerdem und dementsprechend werde eine solche Abwehr der Vermischung, sozusagen ein Drang zum Erhalt der Differenz, auch durch die neuesten Erkenntnisse der Soziobiologie bestätigt, die am Menschen – analog zu anderen natürlichen Arten und Gattungen – einen aggressiven Trieb zum Schutz seiner Gruppe und zur Verteidigung ihrer Grenzen oder gar ihres Territoriums festgestellt habe.[4]

Auf der Ebene alltäglicher Politik und in aktuellen Diskussionen über Migration, Asylgesetzgebung und die Frage der Einwanderung findet sich die so aufwendig abgeleitete Ablehnung der Kulturvermischung sehr schnell in Segregations- und 'Grenzen dicht'-Positionen wieder, sowie in der Entschuldigung oder gar Rechtfertigung fremdenfeindlicher Ressentiments und Gewalttätigkeiten innerhalb der sich als einheimisch, dazugehörig oder normal imaginierenden Bevölkerungsteile.[5]

Zwar weist das zweite Feld des modernisierten Diskurses einen unverminderten Bezug zur Biologie auf. Das ideologisch Neue jedoch spielt sich dort ab, wo sich die Sprecher mit dem Rekurs auf Kultur von der Rasse abwenden. Diese Auswechslung der Begriffe ist keineswegs ein bloßer Oberflächeneffekt: Wenn im neo-rassistischen Diskurs 'Kultur' gesagt wird, dann ist damit wirklich, strukturell und in der Tiefe der Begrifflichkeit etwas anderes gemeint als mit der 'Rasse' der alten biologistischen Rassisten.


Foto: Gen-Welten

Auf die Spur dieses tatsächlich anderen Sinns gelangt man durch die Frage, wie – durch die Darstellung welcher Merkmale im einzelnen – die differentialistischen Rassisten überhaupt die von ihnen so oft genannten kulturellen Einheiten beschreiben. Woraus etwa besteht in ihren Augen die deutsche Ethnie, was zum Beispiel hält die Mitglieder der europäischen Völker zusammen, und in welchen Kennzeichen gleichen sich eigentlich die Angehörigen der islamischen Kultur? So fragt man und findet: nichts.

... wenn man daran glaubt

► Außer ein paar vagen Sätzen über 'bestimmte Sitten, Gebräuche und Werte', die angeblich von allen einer Kultur zuzurechnenden Individuen geteilt würden (aber merkwürdigerweise niemals näher ausgeführt sind), und einigen eleganter und wissenschaftlicher formulierten, jedoch ähnlich nichtssagenden Wendungen über die »Identität der ethologischen Regeln ..., die über identische Transformationsprozesse strukturell (qualitativ und statistisch) identische Verhaltensweisen hervorbringt«, [6] lassen sich in den Diskursen der Neo-Rassisten keinerlei Antworten auf die *konkreten* Fragen nach der Kultur finden. Unterstrichen wird dieser Eindruck von dem vakuumartigen Charakter der kulturalistischen Rede noch durch markige Aussagen über den Wert der Differenz an sich – »Unterscheiden zu können, zwischen 'Wir' und 'Die', das macht 'kulturelle Identität' aus«, so schreibt der deutsche Neu-Rechte Marcus Bauer [7] – oder durch abstrakte Hinweise auf eine »spezifisch menschliche 'Dimension'«, von der man nun – in Abgrenzung vom alten Biologismus – sprechen müsse und die »vor allem durch das *Geschichtsbewußtsein* gekennzeichnet [ist] und durch die *Kultur,* die dessen Produkt ist« (Benoist, a.a.O., 58f). Die beiden Definitionen sagen nichts anderes, als dass sich eine spezifische Kultur erst und nur *durch* das Unterscheiden und Spezifizieren dieser Kultur ergebe, bzw. dass sie sich nicht einmal durch die gemeinsame *reale* Geschichte einer Gruppe von Menschen, sondern, noch weit luftiger, durch das *Bewusstsein* einer solchen Geschichte bilde. So scheint der zentrale Begriff des Neo-Rassismus schnell geklärt: Kultur ist, wenn man daran glaubt.

Der kulturalistische Rassismus versteckt seinen Mangel an angebbarem Inhalt jedoch nicht als Manko, sondern trägt ihn als Plus vor sich her und stellt ihn in einen Zusammenhang mit der Kraft des menschlichen Bewusstseins, auf die man doch nur stolz sein könne: Kultur, so wird dann ganz offen propagiert, sei – selbstverständlich – nicht per se 'da', nicht als materielles Phänomen und unabhängiges Ding oder Essenz schon vorhanden und beschreibbar, sondern sie bilde sich, ganz recht, erst im Verhältnis zum Anderen und vor allen Dingen: erst in einem Akt, in einer Anstrengung des Willens, in einer artifiziellen, mindestens aber subjektiven Konstruktion. Der Kultur-Begriff des neo-rassistischen Diskurses hat sich in der Tat *wirklich, strukturell* und bis in die *Tiefen* seiner a priori-Modalitäten hinein weit von dem der Rasse entfernt, indem er – im Gegensatz zum schweren Biologismus, der mit seinen Selbstbegründungen in Wahrheit außerordentlich dick auftrug – leer, leicht und dünn geworden ist: An die Stelle des alten, kruden Objektivismus und seines Bezugs auf determinierende Kennzeichen und Essenzen lässt die neue Ideologie geradezu eine gegenteilige Rationalitätsform treten: ein Denken in Relationen und eine konstruktivistische Sicht.

An dieser Stelle wird schließlich offenbar, warum Foucaults Instrumente für die Analyse des kulturalistischen Rassismus allein nicht ausreichen: Relationale und konstruktivistische Denkweisen sind die tragenden Pfeiler einer typisch *postmodernen* Art, die Welt zu betrachten. Foucault aber war vollkommen auf die Kritik der *Moderne* konzentriert und hielt, als selbst Postmoderner, wohl zuviel vom Relationismus und Konstruktivismus – d.h. von ihrem theoretischen und politischen Potential gegen den dicken Objektivismus der Moderne mitsamt ihren Biologismen, Medizinismen und Rasse-Konzepten –, als dass er uns viel weiterhelfen könnte, wenn diese Positionen plötzlich auf der Seite des zu kritisierenden *Objekts* erscheinen. Mit anderen Worten: Für die Demontage eines postmodernen Rassismus ist ein postmodernes Werkzeug nicht das geeignetste. In Verbindung mit der »noch-modernen« kritischen Theorie Horkheimer/Adornos können Foucaults Thesen jedoch zur Anlayse des Neo-Rassismus fruchtbar gemacht werden (wie, das lesen Sie im nächsten Heft).

Anmerkungen:

1. Kleine Auswahl diesbzgl. wichtiger Texte: Martin Barker: »The New Racism. Conservatives and the Ideology of the Tribe«, London 1981; Pierre-André Taguieff: »Die Macht des Vorurteils. Der Rassismus und sein Double«, Hamburg 2000; Etienne Balibar: »Gibt es einen 'Neo-Rassismus'?«, in: Das Argument, Heft 175 (1989), S. 369-380; sowie Das Argument, Sonderheft 195 (1992) mit dem Titel »Anti-Rassismus Methodendiskussion«.
2. M. Foucault: »Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1«, Frankfurt/Main 1983 (Erstveröffentlichung 1976), S. 70/71.
3. M. Foucault: »Leben machen und sterben lassen. Zur Genealogie des Rassismus«, in: Lettre International, Heft 20, Frühjahr 1993, S. 66.
4. Versatzstücke der neo-rassistischen Argumentation finden sich in vielen fremdenfeindlichen Alltags- oder Mediendiskursen; es sind jedoch die politischen und intellektuellen Gruppierungen der Neuen Rechten, die als eigentliche Träger des ausformulierten ideologischen Gebäudes – von ihnen selbst 'Ethnopluralismus' genannt – gelten können. Dazu: Hans-Gerd Jaschke: »Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Begriffe, Positionen, Praxisfelder«, Opladen 1994; Mark Terkessidis: »Kulturkampf. Volk, Nation, der Westen und die Neue Rechte«, Köln 1995.
5. Insgesamt kann der Neo-Rassismus – weniger expansiv als abwehrend – als Reaktion auf die postkoloniale historische Situation mit ihrer Umkehrung der Migrationsrichtung verstanden werden, so wie er andererseits ein zugleich angstvoller und borniert-gewalttätiger Versuch ist, diese Situation zu steuern (s. Stuart Hall: »Rassismus als ideologischer Diskurs«, in: Das Argument, Heft 178 (1989), S. 913-921). Zum historischen Hintergrund neuerer Rassismen: Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS): »The Empire Strikes Back. Race and racism in 70s Britain«, London 1982.
6. So der Cheftheoretiker der französischen Neuen Rechten Alain de Benoist in seiner Schrift »Kulturrevolution von rechts: Gramsci und die Nouvelle Droite«, Krefeld 1985, S. 57.
7. Marcus Bauer: »Vielfalt gestalten«, in: Stefan Ulbrich (Hg.): »Multikultopia. Gedanken zur multikulturellen Gesellschaft«, Vilsbiburg 1991, S. 138.

► **Angelika Magiros** ist Politologin und lebt in Marburg. Der Artikel basiert auf einem Vortrag, den sie im Rahmen einer Veranstaltungsreihe der Jour-fixe-Initiative Berlin gehalten hat.

Die Gemeinschaft der Guten

Der antifaschistische Staat und seine Nazis

von der **Initiative Sozialistisches Forum (ISF)**

Bisher war es linken Publikationen vorbehalten, die Morde und Übergriffe gegen Ausländer, Punks und Obdachlose, die Anschläge auf jüdische Einrichtungen zu dokumentieren. Neuerdings zeigt die breite Öffentlichkeit der Deutschen ein verstärktes Interesse an den Taten der braunen Schläger und Mörder und bekundet ihr Bedürfnis, sich von den hässlichen Glatzköpfen zu distanzieren.

► Das Bedürfnis, guter Deutscher, normaler Staatsbürger und damit normaler Nationalist zu sein, ist alles andere als neu. Neu allein ist die unverblümte Weise, in der sich dieses Bedürfnis artikuliert. Bis in die 80er Jahre war es noch üblich, den Patriotismus in die Begeisterung für die nationalen Befreiungsbewegungen der guten Völker im Trikont umzulenken. In der nationalen Erweckungsbewegung der 80er Jahre, der Friedensbewegung, äußerte sich das nationale Bedürfnis wesentlich offener: im Engagement, deutschen Boden gegen amerikanische Pershings zu verteidigen. Heute endlich dürfen alle ihren Stolz, Deutsch zu sein, offen aussprechen. Zehn Jahre Berliner Republik hätten gezeigt, dass die Behauptung, es entstehe ein »Viertes Reich« keinerlei Berechtigung hatte: »Angst ging um. Aber es kam Normalität« freut sich die Zeit. Nach Bitburg, Historikerstreit, Wiedervereinigung, Mahnmaldebatte, Wehrmachtsausstellung, Goldhagen, Walser, Kosovo-Krieg scheint die Befreiung der Deutschen von Auschwitz endgültig abgeschlossen, kann reinen Gewissens zum wahren Deutschtum zurückgekehrt werden.

Das Bild vom guten, vom normalen deutschen Volk wird nur noch von den Glatzen gestört. Sie bringen die zuerst verdrängte, dann in mühsamer Kleinarbeit scheinbar erfolgreich wegrationalisierte nationalsozialistische Kontinuität der postfaschistischen Gesellschaft wieder an die Oberfläche. Deshalb müssen die braunen Schläger nun von der Bildfläche verschwinden. Spätestens seit dem Bombenattentat von Düsseldorf, bei dem im Juli sieben Juden schwer verletzt worden waren, hat der Staat den Antifaschismus zu seiner Sache gemacht. Die Rede des Bundestagspräsidenten in der Debatte über Rechtsextremismus liest sich stellenweise wie ein Flugblatt der Antifa: »Die Namen Rostock und Mölln, Eberswalde und Solingen, Guben und Hünxe – die Namensliste ließe sich fortsetzen – sind verbunden mit der Erinnerung an schreckliche Gewalttaten gegen Bürger ausländischer Herkunft.« Politiker aller Parteien brandmarken nun den bisher als Randphänomen bagatellisierten Rechtsradikalismus als eine Gefahr, die »bis weit in die Mitte der Gesellschaft hineinreicht«. Weil aber der Grund für die hektischen Umtriebe der StaatsAntifa nicht die in Düsseldorf verletzten Juden sind – Verletzte und Tote gab es bereits bei früheren rechtsextremistischen Anschlägen – müssen die wirklichen Gründe für den staatlichen Antifaschismus woanders liegen. Die einen werten ihn als eine PR-Kampagne für die Berliner Republik – was er sicherlich auch ist. Andere verorten den rationalen Kern des regierungs-

Gemeinsam gegen rechts heißt gemeinsam für Deutschland



amtlichen antirassistischen und philosemitischen Konsens im internationalen Konkurrenzkampf um migrantische Facharbeiter (Stichwort: Green-Card für den Wirtschaftsstandort Deutschland) und bieten renten- bzw. bevölkerungspolitische Erklärungsansätze an – auch das sicherlich nicht falsch, denn der Staat des Kapitals hat nun mal für optimale Verwertungsbedingungen zu sorgen.

Ernst zu nehmen sind zudem die Bedenken der Antifa, dass die Nazis die Verbote und Ächtungen unbeschadet überstehen werden; und falsch ist auch nicht die Einschätzung, dass die StaatsAntifa den legalen Rassismus und Antisemitismus, wie er in der Zivilgesellschaft gang und gäbe ist, noch stärkt: Gemeinsam gegen rechts, das heißt gemeinsam für Deutschland. Besessen vom Bild eines weltoffenen Einwanderungslands, wird übersehen, dass die Politik der Green-Cards sowohl den alltäglichen Rassismus der zivilgesellschaftlichen Bürger als auch den brutalen Rassismus der rechten Schläger bedient. Die Logik, Ausländer nach ökonomischen Nutzenkalkülen zu sortieren, liefert den Schlägern das Motiv und die stillschweigende Zustimmung des Volkes. Die internationale Konkurrenz um migrantisches Fachpersonal und die nationale Konkurrenz um Arbeitslosengeld und Sozialhilfe sind nur verschiedene Erscheinungsweisen ein- und desselben Kapitalverhältnisses, das die Mehrzahl der Menschen weltweit zu überflüssigen und nutzlosen Empfängern von Unterhaltsleistungen oder humanitären Hilfsaktionen macht. Futterneid und Konkurrenz scheinen die wesentlichen Beweggründe für die Feindschaft gegen Ausländer zu sein – auch wenn dies keinen Mord erklärt. »Zum Ärgernis werden sie (die Ausländer) also nicht durch die Fremdheit ihrer besonderen Kultur, sondern dadurch, dass sie sich einen Mercedes kaufen, in die Disco gehen und die Kaufhäuser bevölkern…., weil sie mit den bundesrepublikanischen Verhältnissen so wenig Problem haben, dass sie im Konkurrenzkampf um Arbeitsplätze und Wohnungen mithalten können, werden sie gehasst.« (Wolfgang Pohrt)

***

»Das Kapital braucht nicht immer den Faschismus. Aber der Zusammenhang zwischen dem repressiven Charakter des liberalen und neoliberalen Staates und den terroristischen Methoden des faschistischen Staates darf nicht übersehen werden … Die Staatsgewalt muss jederzeit die Fähigkeit bewahren, gegen Emanzipation konkret zu werden.« (Johannes Agnoli)

Der Staat gewinnt im Spiegelgefecht zwischen Recht und Gewalt

Im Deutschen Herbst von 1977, als der Staat den Ausnahmezustand verhängte, war die antifaschistische Welt für einen kurzen Augenblick in Ordnung: der demokratische Nachfolgestaat des Nationalsozialismus zeigte seine totalitäre Fratze in aller Deutlichkeit und offenbarte sein autoritäres Wesen. Doch dem Gerede der damaligen Linken vom »neuen Faschismus« folgte bald das Bekenntnis zum Primat der Gewaltfreiheit linker Politik – die Zivilgesellschaft war geboren und der Staat konnte sich wieder liberal geben. Heute versucht sich die staatliche Repression an der rechten Gewalt, gegen die er sein Gewaltmonopol behaupten will. Doch dieser Kampf gegen rechts ist von der Natur der Sache her ein anderer als der gegen links. Ein Rechter, der dem Staat das Gewaltmonopol abspricht, ist ein Widerspruch in sich. Auch die Linke mag aus sich heraus nie wirklich dieses Gewaltmonopol in Frage gestellt haben. Historisch wollte auch sie in Wirklichkeit nur den Staat für sich, den Austausch der Eliten – aber von der herrschenden Klasse wird doch instinktiv gespürt, dass eine tatsächliche Gefahr für sie nur von links ausgehen kann. Und so braucht es nicht viel, um prophezeien zu können, dass es im Kampf gegen rechts zu einer Sympathisan-



Fotos: C. Ditsch / version

tenhatz wie in den siebziger Jahren nie kommen wird (müsste doch dann der gesamte Bundestag mit dem § 129a zur Räson gebracht werden). Es verwundert nicht, dass die nationalistisch-konservativen klammheimlichen Sympathisanten der rechten Schläger im Umkreis ihres Zentralorgans für Deutschland (FAZ) genau die Argumente gegen staatliche Repression anführen, die im deutschen Herbst der 70er Jahre aus linksliberalen Kreisen zu vernehmen waren: zuviel Repression gefährde die Demokratie.

Der Kampf gegen rechts soll allen Rechten – also auch der (glücklicherweise noch) schweigenden Mehrheit der Bevölkerung – zeigen, dass zwar alle dasselbe wollen – Deutschland nämlich –, die staatliche Antifa von Stoiber bis Gysi aber nicht gewillt ist, für Deutschland eine andere Politik zu machen als die bisherige. Und so lange die derzeitige Koalition von Staat und Kapital nicht in die Krise gerät, wird die Rechte sich daran die Zähne ausbeißen. So steht der Gewinner des politischen Spiegelgefechts zwischen Demokratie und Repression, zwischen Recht und Gewalt, von vorn herein fest: der Staat selbst – den es, wollte man mit Antirassismus und Antifaschismus ernst machen, abzuschaffen gälte. Doch diese Minimalforderung wird man im zum gesellschaftlichen mainstream avancierten Antirassismus vergeblich suchen. Die antifaschistische Volksgemeinschaft empört sich über »die brutalen Formen von Rassismus in unserem Land«, schert sich jedoch einen Dreck um deren Ursachen. So abgegriffen kann das Diktum Horkheimers, demzufolge vom Faschismus schweigen solle, wer vom Kapitalismus nicht reden will, gar nicht sein, als dass man den antirassistischen Konsens in Deutschland nicht immer wieder mit ihm konfrontieren müsste.

***

So wie es ist, muss es nicht bleiben. Die Alternative zeigt sich wenn das Feuilleton Nietzsches Energien kreativer Zerstörung feiert, Wirtschaftsmagazine die »schöpferische Zerstörung« als unternehmerisches Innovationspotential gegen die kommunikative Ethik der runden Tische anpreisen und sich gleichzeitig die Mitte der Gesellschaft als verfolgende antirassistische Unschuld liberal und humanistisch zu inszenieren weiß. Dies verweist auf die Gleichzeitigkeit von Liberalismus und Anti-Liberalismus. Genauso, wie der Liberalismus das Gespenst vom die Demokratie bedrohenden Faschismus braucht, benötigt dieser die Ideologie eines, die Gemeinschaft gefährdenden, reinen Liberalismus. Doch Liberalismus und Faschismus sind keine Gegensätze. Im Rationalismus des Liberalismus steckt bereits der Umschlag in die Irrationalität, die doch dem Faschismus als Differenzkriterium zugesprochen wird. Die in der bürgerlich-liberalen Ideologie zur »invisible hand« des Marktes mystifizierte, von Gemeinschaftsideologen als abstrakt und unpersönlich diffamierte gesellschaftliche Synthesis durch den Wert, und die volksgemeinschaftliche Form der nationalsozialistischen Synthesis, stehen sich (bei aller Unterschiedlichkeit) nicht diametral entgegen. Beide haben denselben Grund: das Kapital und seinen Staat.

Der neue Übermensch stiert einem aus jeder Boss-Werbung entgegen

Gleichwohl gehört die Bekämpfung des Liberalismus zum festen Bestandteil der totalitären (faschistischen) Ideologie, der nationalsozialistischen in den dreißiger Jahren ebenso wie der von heute. Die von Sloterdijk und anderen im »Kulturkampf« (Zeit) vorgetragene Humanismuskritik soll den Weg in ein nach vorne gerichtetes, die Last der Vergangenheit abgeschütteltes Denken ebnen. Sloterdijks Regeln für den Menschenpark eröffnen den Deutschen eine Perspektive, auch bei den zukunftsträchtigen Themen wie Gentechnologie zur Normalität und Kontinuität westeuropäischer Geschichte zurückzukehren. Die Größe der Aufgabe verlangt aber nach einem heroischen Menschenbild, nach einem Übermenschen, der nicht unmittelbar mit dem Herrenmenschen der Nazis identisch ist, nach einem von humanistischer Moral und der störenden Erinnerung an die nationalsozialistische Eugenik befreiten Züchtungsprogramm. Wahre Stärke repräsentiert nicht der Baseball schwingende Hooligan, sondern der narzistische, erfolgsorientierte, souveräne Machtmensch, dessen stählerner Blick einem aus jeder Hugo-Boss-Werbung entgegen stiert.

***

Und was hat die kritische Linke der antifaschistischen Volksgemeinschaft entgegenzusetzen? Gibt es in dieser überhaupt noch einen emanzipatorischen Anti-Rassismus, gibt es noch eine Kritik des Antisemitismus, die nicht zum bloßen Selbstzweck heruntergekommen ist? Gerade letztere hat sich in den letzten Jahren zum festen Bestandteil des theoretischen Repertoires etabliert: Man hat gelernt, die Personifizierung der abstrakten Form der Vergesellschaftung und die Unterscheidung von raffendem und schaffendem Kapital als antisemitische Stereotype zu denunzieren, schaut, völlig zurecht, ganz genau hin, wenn vom Spekulationskapital und Casino-Kapitalismus die Rede ist. Zweierlei allerdings sucht man in der Kritik des linken mainstream an Antisemitismus und Rassismus nach wie vor vergebens: die Reflexion auf den Zusammenhang von Warenform und Denkform (kritische Selbstreflexion) und das Einbeziehen einer Staatskritik. Zu oft noch wird, wenn nicht kulturalistisch, dann strukturtheoretisch oder ökonomistisch argumentiert: Der Gegensatz von abstraktem Wert und konkretem Gebrauchswert wird meist zum Strukturprinzip der »Wertvergesellschaftung« verallgemeinert, ohne auf die gesellschaftliche Form zu reflektieren, die das Verhältnis von abstrakt und konkret in der für den gesunden Menschenverstand ebenso wie für die akademische Denkform so selbstverständlichen Weise konstituiert. Es bleibt der an der Wertformanalyse von Marx orientierten Kritik vorbehalten, den Gegensatz von abstrakt und konkret nicht als quasi-natürliche Denkvoraussetzung zu ontologisieren, sondern als notwendiges Resultat des Denkens in der Form des Werts selbst zu begreifen – einem Denken, dem Antisemitismus und Rassismus nicht als kulturelle oder ökonomische oder politische Phänomene hinzutreten, sondern als notwendig falsches Bewusstsein völlig immanent sind. Den Zusammenhang von Kritik der politischen Ökonomie und Erkenntniskritik ignorierend, haben linksakademische Theorien des Antisemitismus und Rassismus etwa denselben Stellenwert wie gutgemeinte Sonntagsreden des Bundespräsidenten: Sie versuchen zu verstehen, was, wollte man es wirklich bekämpfen, abzuschaffen wäre.

Eine längere Fassung des Textes ist unter www.isf-freiburg.org erhältlich. Letzte Buchveröffentlichung der ISF: Furchtbare Antisemiten, ehrbare Antizionisten. Über Israel und die linksdeutsche Ideologie, ça ira-Verlag, Freiburg 2000.

Die Gesetze der Hunnen

Der deutsche »Kolonialkrieg« gegen die Boxer in China

Die Expansion des Deutschen Reiches wird mit Verweis auf die Kürze der Kolonialphase gerne als »deutsches Engagement« verharmlost. Die Auseinandersetzung mit dem Boxerkrieg in China vor genau 100 Jahren verdeutlicht, wie verfälschend diese Geschichtsschreibung ist. Und sie zeigt, dass die Aussetzung von Gesetzen und Völkerrecht im China-Krieg ein erster Schritt zum Vernichtungskrieg war, der mit dem Völkermord an den Herero in »Deutsch-Südwest« und dem Russlandfeldzug des Zweiten Weltkrieges seine brutalen Höhepunkte erreichen sollte.



Köstlichkeiten aus der »Musterkolonie«

von **Susanne Kuss**

► *»Wie es hier jetzt während des Krieges zugeht, liebe Mutter, ist mir unmöglich zu beschreiben, denn so ein Gemorde und Geschlachte ist gerade zu toll, was daher kommen soll, weil die Chinesen außerhalb des Völkerrechts stehen, weshalb auch keine gefangen genommen werden, sondern alles erschossen, oder um die Patronen zu sparen, sogar erstochen.«* Mit diesen Worten, aus welchen eine vorsichtige Distanzierung herausgelesen werden kann, beschrieb ein deutscher Soldat im September 1900 seine Erfahrungen im »Boxerkrieg« in China. *»Wehe den Verwundeten, die den fanatischen Chinesen in die Hände fallen! Leichen und Verwundete zerstückeln sie auf ganz barbarische Weise«,* heißt es in einem anderen Soldatenbrief.

Bei kriegerischen Konflikten ist es eine übliche Vorgehensweise, die Grenzverletzungen der eigenen Kultur als Ausnahmen abzutun und die der anderen als extrem grausam und abschreckend zu charakterisieren. Eine besondere Konnotation aber bekommt dieser Krieg, weil Kaiser Wilhelm II die Soldaten öffentlich aufgefordert hatte, den Einsatz in China unter Nichtachtung des Völkerrechts zu führen. Am 26. Juli 1900 hatte er im Namen der abendländischen Zivilisation zu einem Kreuz- und Rachefeldzug gegen die chinesischen Frevler aufgerufen: *»Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Wer Euch in die Hände fällt, sei in Eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschlands in China in einer solchen Weise bekannt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.«* Den im Ersten Weltkrieg berühmt-berüchtigten Beinamen »Hunnen« erhielten die Deutschen infolge dieser »Hunnenrede« ihres Kaisers.

Platz an der Sonne

► Im Zeitalter des Imperialismus war das *ius ad bellum,* nach dem ein Krieg nur aus existentiellen Gründen geführt werden durfte, nicht mehr gültig. Macht war zur Basis aller Politik geworden, Krieg wurde als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln betrachtet. Punktuelle Gewaltanwendung sowie permanente Gewaltandrohung hatten zunächst genügt, um China mit den »Opiumkriegen« (1840-42 und 1856-60) sowie den »ungleichen« Verträgen von Nanjing (1842), Tianjin (1858) und Peking (1860) zur Öffnung der Häfen zu zwingen. Das Land verlor seine Zoll- und Finanzautonomie und geriet mehr und mehr in die Abhängigkeit der europäischen Mächte, allen voran England. Diese waren darum bemüht, das chinesische Kaiserreich nach außen schwach, aber nach innen stark zu halten, um so eine optimale Vertretung ihrer Interessen sicherzustellen.

Seit 1890 wandelten sich die Bedingungen imperialistischer Politik jedoch grundlegend. Die Aufteilung Afrikas (»Scramble of Africa« 1881) war im wesentlichen vollzogen, eine solch territorial dominierte Landnahme erwies sich sowohl im Nahen Osten als auch in China als nicht praktikabel. Dies hing im Wesentlichen mit der Größe der Länder zusammen, deren komplexe Staaten und Gesellschaften ohne einen enormen Aufwand an personellen und finanziellen Mitteln nicht verwaltet werden konnten. So griffen die europäischen Mächte auf die bis dahin in China angewandte Methode der indirekten Herrschaft zurück, modifizierten sie aber insofern, als jetzt durch direkt beherrschte Stützpunkte Interessensphären im Hinterland gesichert werden sollten.

Das deutsche Kaiserreich nahm die Ermordung zweier deutscher Missionare im Herbst 1897 in der Provinz Shandong zum Anlaß, die Bucht Jiaozhou mit dem Dorf Qingdao zu besetzen und eine Stützpunktkolonie zu errichten. Mit dem Diktum, dass auch Deutschland einen Anspruch auf »einen Platz an der Sonne« habe, unterstrich Reichskanzler Bülow die deutschen Ambitionen auf eine tragende Rolle in der Weltpolitik. Die verspätete deutsche Nation wollte damit endgültig aus dem außenpolitischen Schatten der Großmächte treten und ein eigenes Profil gewinnen. Die Vorgehensweise der deutschen Regierung in China wurde zum Präzedenzfall für England, Frankreich und Russland, die kurz darauf ähnliche Stützpunkte an der chinesischen Küste erwarben. Obwohl die beinahe gleichzeitige Festsetzung der Mächte eine weitgehend konfliktfreie Expansion ermöglichte, bestand nach wie vor eine starke Rivalität um Einfluss und Märkte, die durch zwei aufstrebende außereuropäische Staaten, nämlich die USA und Japan, noch verstärkt wurde. Im »Boxeraufstand« trafen die Interessen der alten und der neuen Kolonialmächte sowie der verspäteten Kolonialmacht Deutschland exemplarisch aufeinander.

Fäuste für Gerechtigkeit

► Mit seinem Festsetzen in der Provinz Shandong kam das deutsche Kaiserreich unmittelbar mit einem der politisch-sozialen Brennpunkte des damaligen China in Berührung. Seit Mai 1898 war dem chinesischen Kaiserhof in offiziellen Berichten von den sogenannten *Yihequan* (Fäuste für Gerechtigkeit und Frieden) berichtet worden, die vornehmlich an der Grenze zwischen Zhili (heute: Hebei) und Shandong operierten. Bis zum Ende des Jahres hatte sich diese Bewegung, die von den Missionaren wegen der unter anderem angewandten Kampftechnik des Schattenboxens »Boxer« genannt wurden, über zahlreiche Kreise verteilt. Der Grund für den immensen Zulauf zu Boxerbewegung lag in erster Linie darin, dass Arbeitslosigkeit, Flutkatastrophen und Hungersnöte viele Bauern entwurzelt hatten. Als eigentlicher Feind wurden jedoch die christlichen Missionare sowie die chinesischen Konvertiten betrachtet. Der Kaiserhof versuchte zunächst, die Boxer zu bekämpfen, doch bald setzte sich die Überzeugung durch, dass eine gemeinsame Front gegen die Westmächte wirkungsvoller sei. Als *Yihetuan* (Abteilungen für Gerechtigkeit und Frieden) wurden die Aufständischen in die chinesische Armee integriert.

Erst als die Boxer im Frühjahr 1900 begannen, von Nordostchina nach Peking vorzurücken, erkannten die ausländischen Diplomaten im Gesandtschaftsviertel der chinesischen Hauptstadt, dass dies nicht nur eine Gefährdung ihrer vitalen Interessen in China, sondern auch eine Gefahr für ihre physische Existenz darstellte. Verstärkt wurden diese Befürchtungen durch Berichte über die Greueltaten der Boxer sowie die »Unnachgiebigkeit« des Kaiserhofes. An einer Niederwerfung des Aufstandes waren alle Mächte interessiert, handelte es sich doch um einen Angriff auf das Abendland insgesamt, der nur durch eine gemeinsame Strafexpedition erfolgreich und nachdrücklich abgewehrt werden konnte. Deutschland sah sich zu der Leitung einer solchen militärischen Mission in besonderem Maße berufen, da der deutsche Gesandte Clemens von Ketteler am 20. Juni 1900 beim Verlassen des Gesandtschaftsviertels von Peking ermordet worden war. Dass mit Generalfeldmarschall Alfred von Waldersee schließlich tatsächlich ein deutscher Offizier den Oberbefehl über das Internationale Expeditionskorps erhielt, hing mit dem Misstrauen und den Rivalitäten der Mächte untereinander zusammen: Die Engländer wollten keinen russischen Oberbefehl akzeptieren, die Russen keinen britischen, und ein japanischer Militär kam sowieso nicht in Frage.

Knapp verpasster Ruhm

► Doch noch bevor das Expeditionskorps aus sieben Nationen in China eintraf und in das Geschehen eingreifen konnte, war das Gesandtschaftsviertel im August von vor Ort stationierten Truppen befreit worden, wenn auch nahezu ohne deutsche Beihilfe. Die deutschen Soldaten trafen erst Tage später ein. Die Plünderung ging als eine der barbarischsten in die Geschichte ein. Die siegreichen Truppen ergingen sich exzessiv in Mord und Raub: Frauen wurden vergewaltigt, Männer erschossen und Häuser, ja ganze Stadtviertel in Schutt und Asche gelegt; die Beute in Form von Silber, Seide und Getreide wurde in Kisten abtransportiert. Eine unübersehbare Spur der Zerstörung und des Terrors zog sich durch Peking und ganz Nordchina.

Erst als die Kämpfe vorbei waren, traf das Gros der deutschen Soldaten am Schauplatz des Geschehens ein. China lag zu diesem Zeitpunkt militärisch am Boden, die kaiser-

»Dekolonisierung« einer Kolonie

von **Mechthild Leutner**

► Bereits im Dezember 1897 hatte Bernhard von Bülow, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, in einer Rede vor dem Deutschen Reichstag die Besetzung Jiaozhous mit der Schaffung einer deutschen »Musterkolonie« verbunden. Damit wurde der aggressive Akt der Besetzung fremden Territoriums vor allem gegenüber Kritikern im eigenen Land wie der Sozialdemokratie heruntergespielt und verharmlost. Begriff und Phänomen der Kolonie wurden durch den Akt der begrifflichen Verbindung von Kolonie und Muster/Vorbild positiv umgewertet.[1]

Tatsächlich folgen auch die meisten jüngsten Darstellungen noch immer dieser Umwertung[2]. Die Auswahl der Themen, die Schwerpunktsetzungen, die Tradierung der eingefahrenen Argumentationsmuster und entsprechender stilistischer Mittel dienen ihnen letztlich dazu, die Idee der »Musterkolonie« weiterhin zu begründen. So wird die deutsche Kolonie de facto ihres Charakters als Kolonie entkleidet. Kategorien von Ausbeutung und Unterdrückung, von Widerstand und Anpassung finden kaum Eingang in aktuelle Darstellungen. Sie werden möglicherweise durch vereinzelte Verwendung des Begriffes »Kolonie« zwar suggeriert, aber die ungleichen und hierarchischen Beziehungen werden nicht konkretisiert.

Der gesamte Charakter der Aggression wird heruntergespielt, Deutschland wird eine Sonderrolle zugeschrieben, indem es als weniger expansiv als die anderen, konkurrierenden Mächte dargestellt wird. Indem die Rückständigkeit chinesischer Institutionen als feststehende Tatsache angenommen wird, geraten die genannten deutschen Aktionen zu Maßnahmen der Modernisierung. »Die Chinesen« hätten die als Leistungen der Deutschen hochstilisierten Aktionen honoriert, daraus habe sich ein Vertrauensverhältnis entwickelt. Noch in jüngster Zeit heißt es, dass es im Pachtgebiet nicht zu militärischem Widerstand gekommen sei: »Allmählich wuchs das Vertrauen in die deutsche Verwaltung, zumal sie hinreichende Sicherheit vor Räuberbanden gewährleisten konnte, was in anderen Teilen Chinas nicht gelang«. Nach dieser Lesart soll – entgegen eindeutigen Quellenzeugnissen – auch die chinesische Bevölkerung die Präsenz und Aktionen der Deutschen als eine Befreiung aus rückständigen Lebensverhältnissen empfunden haben. Das ist eher die Projektion eigener Wunschvorstellungen als das Ergebnis historischer Quellenanalyse. Am deutlichsten zeigt sich das in den in manchen

liche Regierung war geflüchtet, die Boxer existierten nurmehr als versprengte Gruppen. Da sich die Gouverneure vieler Provinzen neutral verhielten, hatte sich der Aufstand nicht über die nordöstlichen Gebiete hinaus ausgebreitet. Der große Kampf, zu dem sich die deutschen Kontingente des Expeditionskorps in der Hoffnung auf ruhmreiche Schlachten freiwillig gemeldet hatten, blieb aus. Als Ersatz wurden deutsche Soldaten auf Strafexpeditionen gegen Aufständische und Plünderer geschickt. Für die Boxer, die chinesischen Soldaten und auch die chinesische Zivilbevölkerung bedeuteten diese Expeditionen eine extreme Barbarei in Form von Exekutionen, Vergewaltigungen und Verwüstungen.

Im deutschen Kaiserreich galt für die Situation des Krieges nicht nur das unverbindliche Völkerrecht, sondern auch das verbindliche Militärstrafrecht. Danach sollten Eigentumsdelikte, Körperverletzungen und Verbrechen oder Vergehen wider die Sittlichkeit bestraft werden. Da solche Straftaten in China jedoch nicht geahndet wurden, muss ein allgemein anerkannter Konsens hinsichtlich der Überschreitung jener Gesetze existiert haben. Damit vollzogen Offiziere und Soldaten ihre Handlungen in einem straffreien Raum. Die Grenze zwischen erlaubtem und unerlaubtem Verhalten, die es nicht nur im zivilen, sondern auch im kriegerischen Zustand einer Gesellschaft gibt, war aufgehoben.

Der erste Krieg des wilhelminischen Deutschland in China nahm damit eine Kriegführung vorweg, die in den Kolonialkriegen in Deutsch-Südwestafrika (1904-1907) und Deutsch-Ostafrika (1905-1906) eine neue Dimension erhielt. Unter Generalleutnant Lothar von Trotha, Mitglied des Ostasiatischen Expeditionskorps in China, wurde in Südwestafrika ein Vernichtungskrieg geführt, der sich ausdrücklich nicht nur gegen die feindlichen Streitkräfte, sondern auch gegen Frauen und Kinder richtete. Der »Kampf ohne Friedensmöglichkeit«, der schlussendlich mit der Tötung der Hälfte der Herero-Bevölkerung und der Deportation der Überlebenden in Sammellager endete, beruhte auf einem Plan, dem von seiten der militärischen Führung in Berlin nicht widersprochen worden war. Auch hier wurde kein instrumenteller, sondern ein existentieller Krieg geführt. Dies aber ist eine Charakterisierung, die auch auf den Ersten und Zweiten Weltkrieg angewendet werden kann.

Kaiserliche Sühnemission

► Die extreme Härte und Unnachgiebigkeit der deutschen Seite in China zeigte sich ebenso bei den Friedensverhandlungen. Während dieser Verhandlungen wurden die Strafexpeditionen unvermindert fortgeführt, Waldersee drohte sogar damit, chinesische Gebiete militärisch zu besetzen. Nachdem sich alle Kolonialmächte in China schon 1900 auf das Prinzip der »Offenen Tür« geeinigt hatten, in dem sie sich zum Verzicht auf einzelstaatliche Interessenausweitung zu Lasten anderer Staaten verpflichteten, folgte im September 1901 die Unterzeichnung des sogenannten Boxerprotokolls. Darin wurde letztlich der halbkoloniale Status Chinas bestätigt. Besonderen Wert hatten die deutschen Vertreter darüber hinaus auf die Errichtung eines Ketteler-Mahnmals in Peking sowie der Entsendung einer Sühnemission mit einem Mitglied der kaiserlichen Familie nach Deutschland gelegt.

Trotzdem entwickelten sich die gegenseitigen Beziehungen nach dem Ersten Weltkrieg gut – nicht zuletzt deshalb, weil Deutschland 1919 im Zuge des Vertrages von Versailles seine Kolonien, so auch Jiaozhou, verlor. Als nicht-imperialistische Macht konnte es 1921 mit China einen Vertrag auf der Ebene der Gleichberechtigung abschließen. In der Folge lehnte sich China sogar eng an Deutschland an, in der Hoffnung, die beiden »Verlierer von Versailles« könnten ihre Zusammenarbeit vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet vertiefen. Findet heute in China eine Auseinandersetzung mit dem Verhalten der imperialistischen Mächte im Boxerkrieg überhaupt statt, so ist es in der Regel Japan, das näher betrachtet wird.

Der Boxerkrieg war ein Höhepunkt der expansionistisch-imperialistischen Bewegung, die zur gewaltsamen Begegnung der europäisch-westlichen mit anderen Kulturen führte. Das Medium der Auseinandersetzung war zunächst der Krieg, auch wenn später vielseitigere Kulturkontakte folgten. Dieser Krieg war für China bedeutsam, weil er den nationalen Befreiungskampf als Bewegung von unten vorwegzunehmen schien; er war für Deutschland bedeutsam, weil er Ursprünge und Elemente *(Hannah Arendt)* dessen enthielt, was dem Völkermord des Russlandfeldzuges 1941 vorausgegangen war.

► **Susanne Kuss** ist Historikerin und hat über die »Entwicklungshilfe« des Völkerbundes für China (1927-1937) geforscht.

Darstellungen nahezu völligen Ausblendungen der chinesischen Seite, die dabei zur Marginalie gerät. Die Geschichte der Kolonie wird zu einer deutschen Geschichte auf der chinesischen Bühne. Beispielsweise wird der gesamte Aufbau der sog. deutschen Stadt Tsingtau fast wie eine beliebige Neuplanung einer Stadt in Deutschland geschildert.

Die Aufrechterhaltung des Modernisierungsparadigmas in Bezug auf die koloniale Geschichte Deutschlands und die faktische »Neuaneignung« dieser Zeit dient heute einmal der grundsätzlichen Legitimierung des westlichen Weges in die Moderne generell. Zum anderen trägt sie zur historischen Identitätsstiftung bei, und zwar der Stiftung nationaler Identität. Es geht um die positive Absetzung eines spezifischen deutschen Modernisierungsmodells gegenüber den Modellen anderer Länder. Den anderen imperialistischen Mächten wird Gewalttätigkeit und Aggressivität eben nicht generell abgesprochen. Damit wird natürlich gleichzeitig versucht, eine spezifische Traditionslinie der deutsch-chinesischen Beziehungen insgesamt zu begründen, die als für beide Seiten im wesentlichen positiv gesehen wird. Die Tradierung des Bildes oder des Mythos von der »Musterkolonie« – fast drängt sich der Schluss auf, das Problem läge darin, dass die »Musterkolonie« eigentlich nicht lange genug praktiziert wurde – und die damit verbundene »Dekolonisierung« der Kolonialherrschaft soll suggerieren, dass damals wie heute Partner und Modell für Chinas Modernisierungsbestrebungen in Deutschland zu finden sind.

Die Idee der »Musterkolonie« entkleidet die deutsche Kolonie ihres repressiven Charakters

Anmerkungen:

1 Auch bezüglich der 1884 okkupierten deutschen Kolonie Togo in Westafrika wurde der Begriff der »Musterkolonie« benutzt. Wie für China wurden auch in Togo Strafexpeditionen zur »Befriedung« der »aufsässigen« Bevölkerung durchgeführt. Vgl. dazu Adjai Paulin Olonkpona-Yinnon, Unter deutschen Palmen. Frankfurt/M., 1997.

2 Ich denke hier insbesondere an den Sammelband *Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897 – 1914*, hrsg. v. H.-M. Hinz/Ch. Lind, Berlin 1998, der zur gleichnamigen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums in Berlin erstellt wurde.

► **Mechthild Leutner** ist Professorin am Ostasiatischen Seminar der FU Berlin. Ihr hier in Auszügen dokumentierter Text ist ausführlich erschienen in: Hermann Hiery und Hans-Martin Hinz (Hg.): Deutsche und Chinesen in Tsingtau 1897-1914. Edition Minerva, Wolfratshausen 1999.

Wem gehört die Welt?

Bücher zu Patent- und Besitzrechten an der Natur

► In ihrem Buch **Von Gen-Piraten und Patenten** beschreibt Beate Wörner den weltweiten Kampf um Besitzansprüche an der Natur. Sie macht das komplizierte Patentrecht auch für Nichtjuristen verständlich und zeigt, dass es eine monopolhafte Verfügungsgewalt über einzelne Komponenten von Natur ermöglicht und eine bedeutende Rolle im Hierarchiegefüge internationaler Verträge spielt. Das sehr ambitioniert geschriebene Buch, das anhand eindrücklicher Beispiele von Biopiraterie, vertraglich legitimierter Bioprospektierung und von staatlichem Eigentum an menschlichen Genpools die ungleichen Chancen lokaler Gemeinschaften im Süden gegenüber etwa der Pharmatechnik des Nordens illustriert, verfängt sich allerdings ein wenig in der Logik heilender Lenkung durch internationale Strukturpolitik. Erst durch die Schlussaussage, dass privater Besitz an Wissen über Natur auf lange Sicht wichtiger und mächtiger sei als der konkrete Besitz an den materiellen Naturbestandteilen, tritt die immense Bedeutung von Patenten als Herrschaftsinstrument hervor.

In **Natur und Macht** konzentriert sich Joachim Radkau vor allem auf die Verteilungskämpfe um Natur. In seiner Weltgeschichte der Umwelt illustriert er mit einer Fülle von Beispielen das zerstörerische wie gestalterische Schaffen des Menschen in der Natur. Dabei wird dem Wirtschaften vormoderner Gesellschaften der ökologische Vorteil der Trägheit anstelle der geläufigen romantisierenden Vorstellungen von naturharmonischen Gesellschaftsformen zugeteilt: Die Regeneration der Natur war einfach schneller als die destruktive Kraft primitiver Werkzeuge. Radkes primäres Anliegen, den Blick der Ökodebatte darauf zu lenken, wie die aktuelle marktkonforme Umweltpolitik Verlierer und Gewinner hervorbringt, bringt eine herrschaftskritische Sicht in die Debatte, die ansonsten häufig nur um ökonomische Machbarkeit und ökologische Nachhaltigkeit kreist.

Werner Raza stellt in seinem Buch **Recht auf Umwelt oder Umwelt ohne Recht** Beiträge zusammen, die gesellschaftliche Naturverhältnisse in Bezug zum neoliberalen Wirtschaftsmodell in Lateinamerika setzen. Die vorherrschende Sicht auf Natur wird als Ergebnis und zugleich als Voraussetzung der kapitalakkumulierenden wirtschaftlichen Nutzung natürlicher Ressourcen beschrieben – und zwar im historischen Zusammenhang vor- und neokolonialen Geschehens bis zu den aktuellen Globalisierungsprozessen. Der Wandel von einem gemeinschaftlichen Zugang zu Natur hin zum privatrechtlichen Besitz an natürlichen Ressourcen entpuppt sich als Vorbedingung für einen Anschluss der lateinamerikanischen Länder an den Weltmarkt. Das Beispiel Peru verdeutlicht, wie vom Staat planmäßig institutionell-rechtliche Voraussetzungen geschaffen werden, um das Land an internationale Ölkonzerne zu verhökern, während rechtliche Sicherheiten lokaler Gemeinden gezielt beschnitten werden. Erhellend reflektiert das Buch verschiedenste Gegenbewegungen, vom romantisierenden „Wildniskult“ bis hin zu weltweit agierenden Widerständlern, die Umweltfragen und soziale Gerechtigkeit nicht voneinander trennen wollen.

Was eigentlich ist Natur? Und wie wird sie bewertet?

Was Raza's Buch andeutet, wird in **Zugänge zur Biodiversität** explizit zum Thema: In dem Maße, in dem das westliche Konzept von Natur angesichts globaler Umweltprobleme unglaubwürdig wurde, erfuhren die Naturverhältnisse nichtwestlicher Gesellschaften, für die es zuvor nur die Schublade des Primitivismus gab, mit dem Attribut der „Umweltangepasstheit“ eine Aufwertung. Damit wurden Konflikte allerdings nicht entschärft, sondern viele neue geschaffen. Denn spätestens seit die Frage der (Be)Wertung von Natur mit der völkerrechtlich bindenden Übereinkunft über biologische Vielfalt von 1992 auf das internationale politische Parkett gehoben wurde, treffen rechtliche Ansprüche und Vorstellungen ganz unterschiedlicher Akteure zusammen. Das Verdienst des Buches liegt darin, Sichtweisen und Wertvorstellungen von biologischer Vielfalt, die im Schatten sozio-ökonomischer Verteilungsfragen stehen, sowie deren marginalisierte VertreterInnen in den Vordergrund zu rücken.

Mit einer Aufsatzsammlung stellen die Bensberger Protokolle in **Das gedoubelte Paradies** die Frage: Was eigentlich ist Natur? Konkurrierende Naturbilder und ihre jeweiligen Funktionen zeigen, wer alles Anspruch auf eine Definition von Natur erhebt. Der Titel spielt auf die Tendenz in der westlichen Gesellschaft an, Natur in Bildern, in romantischen Visionen, Reservaten und Freizeitparks einzuschließen, während gleichzeitig ihre Verwertung in Gentechnologie, Agroindustrie und Tourismus die gesellschaftliche Praxis bestimmt. Ausbeutungsorientierte Nutzung von Natur und symbolische Naturästhetisierung werden als zwei Seiten einer Medaille dargestellt. Allerdings bedarf es einiger Denkarbeit, um den abstrakten Beschreibungen der AutorInnen folgen und sie mit der aktuellen gesellschaftlichen Praxis in Verbindung setzen zu können. Das Buch möchte eine Verständigung zwischen einer philosophischen Betrachtung von Natur einerseits und der anwendungsorientierten praktischen Verwertung in Politik und Wirtschaft andererseits leisten – ein hoher, wenn nicht gar illusorischer Anspruch angesichts der Tatsache, dass jene Akteure, die auf eine profitorientierte Verwertung von Natur setzen, mit dem dominanten gesellschaftlichen Naturverhältnis rundum zufrieden sein können.

Martina Backes

► *Beate Wörner: Von Gen-Piraten und Patenten. Weltthemen 1. Brot für die Welt (Hrsg.), Brandes & Apsel 2000, Frankfurt.*

► *Joachim Radkau: Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt. H. C. Beck Verlag, München 2000.*

► *Werner G. Raza (Hrsg.): Recht auf Umwelt oder Umwelt ohne Recht? Brandes & Apsel / Südwind, Frankfurt 2000.*

► *Christoph Görg, Christine Hertler, Engelbert Schramm & Michael Weingarten: Zugänge zur Biodiversität. Disziplinäre Thematisierung und Möglichkeiten integrierender Ansätze. Metropolis, Marburg 1999.*

► *Jürgen Hasse & Wolfgang Isenberg (Hrsg.): Das gedoubelte Paradies. Natur in Philosophie und Praxis. Thomas Morus-Akademie, Bensberg 1999.*

transborder people

► Die Geschichte der Arbeit in Lateinamerika ist das Thema des dritten Jahrbuchs des Österreichischen Lateinamerika-Instituts. Der weit gespannte Bogen reicht dabei vom kolonialen Silber- und Goldbergbau in Peru und Mexiko über die Sklaverei bis zum Wandel der Arbeitsbeziehungen im 20. Jahrhundert. Einzelstudien untersuchen so unterschiedliche Phänomene wie die Drogenökonomie in Kolumbien und partizipative Selbsthilfemodelle auf Stadtteilebene in Argentinien. Hingegen fehlen Untersuchungen zum informellen Sektor, und die feministische Kritik am traditionellen Arbeitsbegriff bleibt bedauerlicherweise weitgehend unberücksichtigt. Dass das Buch **Arbeit als Machtinstrument** die Lektüre lohnt, verdankt sich vor allem dem Themenstrang, der sich mit Migration als einer »sozial-historischen Grundkonstante« (Prutsch) in Lateinamerika beschäftigt. Es ist vor dem Hintergrund der Abschottung der »Festung Europa« auch von aktuellem Interesse, wenn W. Bernecker die Blickrichtung umkehrt und die europäische Auswanderung nach Lateinamerika seit der Kolonialzeit nachzeichnet.

Die Phase der Einwanderung wurde in den letzten Jahrzehnten abgelöst von einer gigantischen Binnenmigration in Lateinamerika. Ihre geschlechtsspezifischen Auswirkungen untersuchen am Beispiel dreier Dörfer in Chiapas Emma Zapata und A. Nazar. Dass auch die Maquila-Industrie Wanderungsbewegungen zur Voraussetzung hat, wird in einem Beitrag Leo Gabriels deutlich. Er berichtet zudem von Selbstorganisationsprozessen auf ArbeiterInnen- und KonsumentInnenseite. In einem exzellenten Beitrag weist schließlich Christof Parnreiter nach, dass die Verschärfung und Militarisierung der US-amerikanischen Grenzkontrollpolitik gegenüber Mexiko nicht der Verhinderung der Migration dient, sondern darauf abzielt, den entrechteten Status der zugewanderten Arbeitskräfte festzuschreiben. Migration wird nicht quantitativ sondern qualitativ reguliert, um die Hierarchien und Ungleichheiten in der internationalen Arbeitsteilung zu reproduzieren und den Bedarf an billigen Arbeitskräften zu decken. Globalisierung hat allerdings nicht nur diese kapitalkonforme Seite: Ihr stehen selbstbewusste Handlungsweisen der »transborder people« entgegen, die in überregionalen Netzwerken neue transnationale soziale Räume zwischen Herkunftsort und Zielregion schaffen, die nicht mehr nach Belieben aufgelöst werden können. »Oaxacalifornia« wäre so nicht nur ein modernisiertes Modell kapitalistischer Ausbeutung, sondern auch Ausdruck widerständiger Kreativität von unten. *Theo Bruns*

► *Ursula Prutsch (Hg.): Arbeit als Machtinstrument. Jahrbuch des Österreichischen Lateinamerika-Instituts. Brandes & Apsel/ Südwind, Frankfurt/M.-Wien 2000. 192 Seiten.*

Verborgener Staat, lebendiges Geld

► Obgleich es gute Gründe gibt, zwischen religiösem Judenhass und modernem Antisemitismus zu unterscheiden, lässt sich das Bedürfnis, den Hass auf die Juden ‚spielbar' zu machen, vom nationalsozialistischen Film bis zum mittelalterlichen Passionsspiel zurückverfolgen. Gerhard Scheit hat diese Tradition in seinem Buch **Verborgener Staat, lebendiges Geld**. Zur Dramaturgie des Antisemitismus nachgezeichnet. An Marx, Freud und Adorno orientiert und – selbst wenn man die Stücke oder Filme, die besprochen werden, nicht kennt – leicht lesbar, beschreibt Scheit die dramatischen, musikalischen und filmischen Formen der Inszenierung von Juden und Judentum. Sein Material ist an Fülle kaum zu überbieten: Dramen von Shakespeare oder Lessing, Opern von Richard Wagner, Filme von Fritz Lang, Stücke von Peter Weiss, Thomas Bernhard, Elfriede Jelinek und George Tabori, um nur wenige Beispiele zu nennen.

Zurückverfolgen lässt sich aber auch die Quelle, der das Bedürfniss entspringt, jene, die man verfolgt und ermordet, auf der Bühne darzustellen: Der notorische Wunsch des Antisemiten, in den Juden den abstrakt gewordenen Reichtum – das sich selbst vermehrende Geld – zu personifizieren und dabei die eigenen heimlichen Wünsche auf die Juden abzuwälzen. »Indem der Antisemit das eigene unehrenhafte Verlangen dem Judentum unterschiebt und dieses zugleich als Inkarnation der abstrakten Tauschverhältnisse beschwört, leistet er der verinnerlichten Obrigkeit sein Tribut. Antisemitismus bedeutet immer ein heimliches Einverständnis mit dem Staat als dem Schutzherrn der Tauschabstraktion – bei gleichzeitiger Verdammung dieser Abstraktion«. Vom Mittelalter bis heute stellt Scheit die gesamte Bandbreite der Möglichkeiten dar, den verborgenen Staat und das lebendige Geld in Gestalt der Juden auf die Bühne und auf die Leinwand zu bringen. Er zeigt damit zugleich, dass die Identifizierung der Juden mit dem Geld und die antisemitischen Projektionen die durchgängigen und scheinbar durch nichts aus der Welt zu schaffenden Momente des notwendig falschen Bewusstseins der staatsbürgerlichen Subjekte sind.

Doch der strukturelle Antisemitismus produziert nicht mit Notwendigkeit Antisemiten. Denn Antisemitismus funktioniert nur dann, wenn Individuen aktiv beteiligt sind. Um dem Zwang zur Personifizierung abstrakter gesellschaftlicher Prozesse zu widerstehen, bedarf es jedoch zweierlei: Zum einen ein Mindestmaß an Bereitschaft, sich die wirkliche, reale Abstraktion zu vergegenwärtigen, die das Kapital vollzieht: die Verkehrung des gesellschaftlichen Verhältnisses der Menschen in ein Verhältnis von Dingen. Zum anderen »die Erkenntnis, dass der Reichtum, der dieser Kultur zugrunde liegt, der Reichtum des Wirtschaftswunders, in toto auf dem Massenmord gegründet ist.« Vielleicht – und damit endet Scheits »Kulturgeschichte der Barbarei« – liegt die Erkenntnis des inneren Zusammenhangs von kapitalistischer Krisenlösung und volksgemeinschaftlich organisierter Vernichtung des europäischen Judentums »sogar in dem zu Recht umstrittenen Wort Holocaust – Großbrandopfer – bereit: Nur wer sich fragt, ob sich nach diesem ‚Opfer' überhaupt noch leben lasse, könnte vielleicht den unsichtbaren Gott, dem hier geopfert wurde, stürzen.« *tbg*

► *Gerhard Scheit: Verborgener Staat, lebendiges Geld. Zur Dramaturgie des Antisemitismus. ça ira-Verlag, Freiburg 1999, 587 Seiten, 58 DM.*

indian war

► Nach der seit kurzem auch in der deutschen Übersetzung erhältlichen Autobiographie des indianischen Bürgerrechtlers Leonard Peltier (»Mein Sonnentanz«) ist nun eine Reportage zum selben Thema erschienen: **Indian War** – Der Fall des indianischen Bürgerrechtlers Leonard Peltier. Im Mittelpunkt des Buches von Martin Ludwig Hofmann steht der Mord an zwei FBI-Agenten auf der Pine Ridge Reservation der Lakota-Indianer am 26.6.75. Die Beweislage war äußerst dubios, und das Gerichtsverfahren gegen Peltier wies unzählige Mängel auf. So wurden Zeugenaussagen manipuliert und entlastendes Material zurückgehalten. Peltier beteuerte von Anfang an seine Unschuld. Dennoch wurde er am 18.4.77 des zweifachen Mordes für schuldig befunden und sitzt seit nunmehr 23 Jahren eine zweimal lebenslängliche Haftstrafe ab. Trotz zahlreicher Proteste von Organisationen wie Amnesty International und mehrerer Anfragen politischer Institutionen wie dem Europäischen Parlament weigert sich die amerikanische Justiz bis heute, den Fall neu zu verhandeln bzw. Peltier zu begnadigen.

Im ersten Teil seines Buches schildert Hofmann am Beispiel des Lebens von Peltier die Situation der Indianer in den USA: Die Gründung des American Indian Movement (AIM), die zahlreichen Konflikte der indianischen Bürgerrechtler mit Recht und Gesetz sowie die Repressionen und Diskriminierungen, denen die UreinwohnerInnen durch die US-Behörden ausgesetzt waren. Die Beschreibung der Spannungen innerhalb der indianischen Gemeinschaft zwischen Traditionalisten und AIM-Gegnern, sowie die Vorgeschichte der Besetzung von Wounded Knee durch die AIM-Aktivisten geben einen guten Eindruck vom Umfeld der Tat. So wurde das AIM im Anschluss der Besetzung als subversive Organisation eingestuft und von FBI-Agenten überwacht. Auch wenn die Sympathie des Autors eindeutig ist, bewahrt er sich bei der Schilderung der Ereignisse eine kritische Distanz. Er verschweigt beispielsweise nicht die Militanz und Gewaltbereitschaft des AIM. Hofmann will nicht die Unschuld von Leonard Peltier beweisen, er überlässt es den LeserInnen weitgehend selbst, sich ein Urteil zu bilden.

Der zweite Teil des Buches dreht sich um die Gerichtsverhandlungen gegen die Angeklagten, zu denen von Anfang an auch Peltier zählte. Sämtliche Revisionsverfahren wurden, teilweise unbegründet, abgewiesen. Die Möglichkeiten auf gerichtlichem Wege eine Freilassung zu erwirken, sind schon seit langem erschöpft, und selbst ein Gnadengesuch an den amerikanischen Präsidenten wartet seit über sechs Jahren auf eine Antwort. Anders als die Autobiographie Peltiers, die manchmal doch etwas arg pathetisch gerät, schildert Hofmann die Ereignisse aus distanziertem Blickwinkel – dennoch ist die Reportage spannend erzählt. Im Anhang findet sich noch ein Interview mit Leonard Peltier und Internetadressen, unter denen aktuelle Informationen zu erfahren sind. *Tobias Hübner*

► *Martin Ludwig Hofmann: Indian War. Der Fall des indianischen Bürgerrechtlers Leonard Peltier. Atlantik Verlag, Bremen 2000. 180 S., 19,80 DM.*

Linke Infos – scheibenweise

► In zweiter – erweiterter und deutlich verbilligter – Version ist die Archiv-CD-Rom **Infolinks** erhältlich. Ihre Datenbank enthält im Volltext 53.000 Artikel aus acht linken Zeitschriften und einer Tageszeitung, von den Lateinamerika Nachrichten über analyse & kritik bis zur Geheim. Die Installation macht keine Probleme und die Funktionsweise der Suchfunktionen erschliesst sich recht einfach. Die Suche lässt sich nach Zeitschrift, Rubrik, Titel, AutorIn, Datum und Heftnummer eingrenzen oder auf den Volltext ausweiten. So bekommt man Zugriff auf eine große Anzahl an Artikeln zu recht unterschiedlichen Themen. Allerdings kann gerade die Volltextsuche ermüdend sein, wenn viele Treffer angezeigt werden, das gesuchte Wort häufig aber nur in Aufzählungen auftaucht. Beliebige Wörter aus dem Text ersetzen keine zugewiesenen Schlagworte, aber mit einer Suchfunktion kann man sich innerhalb der Dokumente das Stichwort anzeigen lassen und so relativ schnell dessen Stellenwert feststellen (in einer neuen Version sollte das gesuchte Wort automatisch hervorgehoben werden). Das Format für den Ausdruck von Artikeln ist platzsparend und übersichtlich, am Versuch des Exports in eine Datei scheiterte der Rezensent jedoch (hier bietet sich doch eher das Kopieren und Einfügen in ein Dokument an). Alles in allem bietet die CD eine gute Möglichkeit zur Recherche, gerade auch für Leute, die einen PC, aber keinen Internet-Anschluss haben. *Heiko Wegmann*

► *InfoLinks – Die ARCHIV CD-ROM, 53.000 Artikel von 1995 bis Dez. 99, DM 49,- Bezug: Info Pool Network, Am Treptower Park 28-30, 12435 Berlin, www.kalchas.de*

INAMO

► In der Herbst/Winter-Ausgabe (Nr. 23/24) 2000 der INAMO mit dem Themenschwerpunkt »Palästina nach Oslo« finden sich eine rückblickende Bestandsaufnahme des Friedensprozesses, umfassende Betrachtungen zum Problem der israelischen Siedlungen und zum Stand der palästinensischen Wirtschaft sowie zur Rolle der EU. Auch die Situation der Vertriebenen wird beschrieben. Der Standpunkt der Redaktion zeigt sich u.a. im Titelbild, auf dem ein schrumpfendes Palästina abgebildet ist. Außerdem: Berichte zum Libanon, zur Zensur in Ägypten, zur PKK und ein kleiner Themenschwerpunkt zum Stand der Islamforschung sowie Film- und Bücherbesprechungen.

► *Die INAMO erscheint vierteljährlich, das Einzelheft kostet 10,- DM, Bezug: Informationsprojekt Naher und Mittlerer Osten e.V., Dahlmannstr. 31, 10629 Berlin, Tel. 030-86421645, redaktion@inamo.de, www.inamo.de*

Kommune

► »Friedensprozeß am Ende?« fragt die Dezember-Ausgabe der Kommune. Yaacov Lozowick von der Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem diskutiert den Konflikt äußerst scharfsinnig und aufschlussreich. In einem zweitem Beitrag wird das Verhalten der arabischen Staaten kommentiert. Ein weiteres Auslandsthema ist die Situation in Serbien. Unter den innenpolitischen Themen finden sich Artikel zur Bahn- und zur Rentenreform. Im theoretischen Teil wird der Einfluß der Globalisierung (hier »Californication«) auf Deutschland analysiert. Interessant auch die Debatte um eine Reaktivierung der Arbeiten der Frankfurter Schule aus der Sicht eines amerikanischen »Neuen Linken« der Siebzigerjahre.

► *Die Kommune erscheint monatlich, das Jahresabo kostet 130,- DM, Bezug: Kommune-Redaktion, Kasseler Str. 1a, 60486 Frankfurt/ Main, Tel. 069-79209781, Kommune@oeko-net.de, www.oeko-net.de/kommune/*

Neue Öffnungszeiten in der EU

► Um die Situation der 48 am wenigsten entwickelten Länder (LDC) zu verbessern, sollen die europäischen Märkte nach einer Initiative der EU Kommission ab sofort für alle Produkte aus diesen Ländern (außer Waffen) geöffnet werden. Lediglich für Bananen, Reis und Zucker gelten dreijährige Übergangsfristen. Dieser Vorstoß der EU stellt alle bisherigen Angebote an die Entwicklungsländer innerhalb der Welthandelsorganisation (WTO) in den Schatten.

Ihre widersprüchlichen Forderungen werden den WTO-kritischen Nichtregierungsorganisationen (NGO) nun zum Problem: Obwohl skeptisch gegenüber der neoliberalen Politik der WTO, traten sie für die Öffnung der europäischen Märkte ein, um einen möglichst gleichberechtigten Marktzugang zu erreichen. NGOs wie GERMANWATCH begrüßen die EU-Maßnahme zwar als seit langem überfälligen Schritt der Marktöffnung. Eigentlich aber sollte die Landwirtschaft in Nord und Süd vor der völligen Liberalisierung geschützt werden. Zu offensichtlich sei, dass vielen Staaten mit der Öffnung nicht geholfen ist. Da sich das Angebot zudem auf die »least developed countries« beschränkt, könne also nur von einem symbolischen Schritt gesprochen werden. Für eine wirklich nachhaltige Entwicklung seien immer noch zu viele Verpflichtungen den Entwicklungsländern gegenüber nicht erfüllt und zu viele Probleme der internen Transparenz von Entscheidungen innerhalb der WTO nicht gelöst worden.

Ironischerweise war es die EU selbst, die mit großer Entrüstung auf eine weitere Form der Wettbewerbsverzerrung hingewiesen hatte: Auf Subventionen für den Export landwirtschaftlicher Produkte. In einer vor kurzem vorgelegten Position zu landwirtschaftlichen Exportsubventionen beklagte sie sich, dass bisher nur die europäische Form der Unterstützung der Landwirtschaft, nämlich die Gewährung von direkten Subventionen, Verhandlungsgegenstand der WTO gewesen wäre. Andere, der EU nach viel schädlichere Formen des Exportdumpings, blieben unberücksichtigt. Dabei hatte es die EU deutlich auf die Exportkreditsubventionierung der USA und auf den »Missbrauch« der Nahrungsmittelhilfe als Instrument zur Beseitigung von Überschüssen abgesehen. Sollten diese Themen bei den anstehenden WTO-Runden nicht voll berücksichtigt werden, droht die EU, Verhandlungen auf diesem Gebiet nicht zu akzeptieren.

Wie untauglich diese Drohung ist, zeigt FIAN mit einem Vergleich der Subventionszahlungen, die in den letzten Jahren geleistet wurden. Während die USA jährlich rund 5 Mrd. Dollar für die Subventionierung von Agrarexportkrediten und für weitere 1,5 Mrd. Dollar Nahrungsmittelhilfen zur Verfügung gestellt hatten, sind die Ausgaben der EU für die Subventionierung landwirtschaftlicher Exporte mit beinahe 10 Mrd. Dollar fast doppelt so hoch. Trotz aller Beteuerungen werden die Getreide-, Zucker- und Milchüberschüsse innerhalb der EU in den nächsten Jahren nicht zurückgehen, die Exporte daher auch nicht abnehmen. Die gesamten Agrarsubventionen der EU sind in den letzten 10 Jahren auf über 90 Mrd. Dollar jährlich angestiegen und damit weltweit die höchsten.

Die Agrarexporte aus dem Norden, die infolge der direkten und indirekten Exportsubventionen zu konkurrenzlos niedrigen Preisen die Märkte des Südens überschwemmen, zerstören dort die Grundlagen der Landwirtschaft. Das Angebot der EU-Kommission, die Zölle auf Importe aus den LDC's abzuschaffen, führt lediglich dazu, dass umgekehrt »der Süden« auch an der Zerstörung der hiesigen Landwirtschaft teilhaben kann. Das mag zwar gerecht sein, die Marktöffnung bringt jedoch nur der Agrarindustrie in Nord und Süd neue Geschäfte. *Tobias Hübner*

► *Weitere Informationen unter: www.germanwatch.org und www.fian.org*

BAYER goes East

► Im Jahr 2001 tritt das bevölkerungsreichste Land der Erde der Welthandelsorganisation WTO bei. Während viele Millionen Chinesen den zu erwartenden sozialen Umbrüchen mit bangem Blick entgegensehen, verspricht sich der Leverkusener Chemie-Multi einiges. Dem Konzern kommen bei seinem Engagement gute Kontakte zur Politik zugute. So hatten mehrere BAYER-Manager Bundeskanzler Schröder auf seiner China-Reise im November 1999 begleitet, im Juli diesen Jahres fanden Gespräche zwischen dem chinesischen Ministerpräsidenten Zhu Rongji und BAYER-Chef Manfred Schneider statt. Die beiden Staaten unterzeichneten ein Grundsatzabkommen, das BAYER freies Niederlassungsrecht, gewerblichen Rechtsschutz, Investitionssicherheit und andere Rechtsgarantien gewährt.

In China ist BAYER schon seit 1882 vertreten. 1993 unterzeichnete der Konzern einen Kooperationsvertrag und gründete binnen kurzem 13 Joint Ventures, weitere sollen baldmöglichst folgen. Einzigartige Bedingungen für die Kapital-Verwertung trieben zu solcher Eile: Niedriglöhne, kaum vorhandenes Arbeitsrecht und zu vernachlässigende Umweltschutz-Auflagen. Zudem hat die Regierung sogenannte »Freie Produktionszonen« eingerichtet. In diesen exterritorialen Gebieten sind die Grundstückspreise, Steuer- und Zollsätze extrem niedrig. Aufgrund des Beitritts zur WTO rechnen die Konzern-StrategInnen mit einer Verdopplung des Umsatzes binnen der nächsten neun Jahre. Nach einer sechsjährigen Übergangszeit sehen die WTO-Verträge drastische Senkungen der Import-Zölle für Industriegüter und landwirtschaftliche Produkte vor, erlauben auch Unternehmensgründungen ohne chinesische Beteiligung und untersagen der Regierung eine weitere Subventionierung der heimischen Export-Industrie.

Eine Vorahnung, was die chinesischen ArbeitnehmerInnen erwartet, vermittelt schon jetzt die Rosskur, mit der die Pekinger Führung das Land fit für den Weltmarkt machen will. Mehr als zehn Millionen Arbeitsplätze wurden in den letzten sechs Jahren vernichtet. Da die Subventionierung der landwirtschaftlichen Produktion drastisch gesenkt wird, nimmt die Landflucht zu. Nach dem WTO-Beitritt wird der Abbau von weiteren 70 Millionen Arbeitsplätzen erwartet. *Jan Pehrke*

Perus Schulden auf dem Markt

► Gerissene Finanzunternehmen können aus den öffentlichen Schulden der ärmsten Länder Profit machen. So kaufte laut Informationen von Jubilee 2000, einem Zusammenschluss von NGOs vor allem aus Staaten des Südens, ein Hedge-Fonds mit Sitz in New York Schuldentitel Perus im Wert von 20 Millionen Dollar für nur 11 Millionen auf. Anschließend zwang er die peruanische Regierung auf juristischem Weg zur vollen Rückzahlung einschließlich der Verzugszinsen.

Die meisten Hedge-Fonds (Spekulationsfonds) unterliegen weder einer internationalen Aufsichtskommission noch sind sie einer Behörde Rechenschaft schuldig. Sie arbeiten auf Rechnung vermögender Einzelpersonen oder -institutionen. Sie können mit Einsätzen spekulieren, die ihre Eigenmittel weit übertreffen. Und auch auf dem sogenannten zweiten Markt sind die Hedge-Fonds aktiv. Hier können Kreditgeber ihre Ansprüche gegenüber den besonders hoch verschuldeten Ländern, sobald diese mit ihren Rückzahlungen in Verzug geraten, an Dritte veräußern. Die Schulden werden auf dem zweiten Markt weit unter Wert gehandelt. Dadurch soll es den neuen Gläubigern auch ermöglicht werden, auf eine komplette Rückzahlung der Schulden zu verzichten. Mit den Schuldnerländern wird dann im Rahmen eines Entschuldungsprogrammes über eine Teilrückzahlung verhandelt.

Bereits 1996 erwarb Elliot Associates L.P. auf diesem zweiten Markt einen Teil der Schulden Perus. Anschließend beteiligte er sich allerdings nicht an dem in der Brady-Initiative vorgesehenen Entschuldungsprogramm für Peru (Gesamtumfang ca. $ 3,7 Mrd.). Die Verantwortlichen bei Elliot Associates L.P. machten von Anfang an keinen Hehl aus ihren Absichten, Peru zur Zahlung des gesamten Betrages samt der fälligen Zinsen zu zwingen. Peru klagte daraufhin vor einem Gericht in New York, dass es illegal sei, Schulden ausschließlich mit dem Vorsatz aufzukaufen, den Schuldner auf die volle Rückzahlung zu verklagen. Zunächst hatte das Gericht zugunsten Perus entschieden, diese Entscheidung wurde jedoch in zweiter Instanz gekippt.

Hedge-Fonds verfügen zumeist über äußerst effektive Beziehungen zu den nationalen Finanzinstitutionen und Geldinstituten. So griff erst 1997 ein Konsortium aus verschiedenen Großbanken unter Federführung der US-amerikanischen Notenbank dem angeschlagenen Hedge-Fonds LTCM mit 3,5 Mrd. Dollar unter die Arme. LTCM hatte bei 4,8 Mrd. Dollar Eigenkapital Spekulationen im Gesamtumfang von 1250 Mrd. Dollar getätigt und sich während der Asienkrise heillos verspekuliert. 90 Prozent des Fondsvolumen von LTCM wurden anschließend den beteiligten Banken übertragen.

Nur durch diese Verflechtungen ist es auch zu erklären, dass die Elliot Associates L.P. auf juristischem Weg schließlich dafür sorgen konnte, dass die Begleichung der von ihr aufgekauften Schuldtitel Perus Vorzug erhielt vor der Zahlung der Schulden, über die im Rahmen der Brady-Initiative verhandelt wurde. Damit wurde das Brady-Programm praktisch auf Eis gelegt. Elliot Associates L.P. stellte die peruanische Regierung auf diese Weise vor die Wahl, entweder die Schulden in vollem Umfang inklusive aller Zinsen zu begleichen oder die Blockade der Brady-Initiative weiterhin in Kauf zu nehmen. Folge war, dass Elliot Associates L.P. am 7.Oktober von Peru die geforderte Zahlung in Höhe von 58 Millionen Dollar erhielt. *Tobias Hübner*

► *Weitere Informationen unter: www.jubilee2000uk.org/news/vulture141000.html*

Kinderkongress in Mali

► Vom 31. Oktober bis 14. November fand in Bamako, der Hauptstadt Malis, der 5. Kongress der arbeitenden Kinder und Jugendlichen Afrikas statt. Nahezu 100 Jungen und Mädchen trafen sich zwei Wochen lang täglich, tauschten Erfahrungen aus und erarbeiteten Lösungsvorschläge. An dem Kongress nahmen Delegierte von Dienstmädchen, StraßenverkäuferInnen, Schuhputzern, Gepäckträgern, Topfmacher-Lehrlingen u.a. aus 16 Ländern teil.

Als die Geburtsstunde der internationalen Bewegung der arbeitenden Kinder und Jugendlichen Afrikas gilt das Treffen in Bouaké (Elfenbeinküste) 1994. Während sie bisher vorwiegend in den westafrikanischen Ländern Senegal, Mali, Benin, Elfenbeinküste, Togo, Guinea, Guinea-Bissau und Burkina Faso aktiv war, kamen nun auch Delegierte aus Mauretanien, Niger, Angola, Kongo, Ghana, Kenia und Madagaskar. Insgesamt umfasst die Bewegung gegenwärtig etwa 250 Basisgruppen mit jeweils sechs bis 80 Mitgliedern.

Neben Fragen der Kompetenzverteilung innerhalb der Bewegung, führten die Kinder und Jugendlichen intensive Debatten über die Probleme der Migration und des Kinderhandels, der in den letzten Jahren in Afrika erheblich zugenommen hat und heute meist von international operierenden Organisationen geleitet wird. Weitere Themen des Kongresses waren der Zugang zu Gesundheitszentren und Krankenhäusern, Misshandlungen durch Arbeitgeber und Polizisten sowie die Schwierigkeit, sich in der Öffentlichkeit und vor Gericht mehr Respekt zu verschaffen. Auch der Zugang zu Krediten, um selbstverwaltete Arbeitsprojekte ins Leben rufen zu können, wird gefordert.

In der Abschlusserklärung wird der Wille bekräftigt, gegen die Armut zu kämpfen, die eine wachsende Zahl von Kindern und Jugendlichen zwingt, ihre Dörfer zu verlassen und in den Städten unsichere und oft entwürdigende Jobs zu suchen. Insbesondere gegen den grenzüberschreitenden Kinderhandel wird Stellung bezogen. Regierungen, Gewerkschaften, NGO, Medien und internationale Hilfsorganisationen werden aufgefordert, den arbeitenden Kindern und Jugendlichen zuzuhören und sie bei ihrem Kampf um bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen mehr als bisher zu unterstützen. In der Abschlusserklärung wurde auch deutlich, dass sich die Erwartungen der Kinder teilweise von den Vorstellungen von UNICEF und ILO unterscheiden. So lehnen die arbeitenden Kinder Afrikas die Fixierung eines Mindestalters für die Aufnahme einer Arbeit ab. Stattdessen bestehen sie auf der Anerkennung und Wertschätzung ihrer Arbeit und dem Recht, leichte und begrenzte Arbeiten auszuüben, die ihnen Raum lassen, sich weiterzubilden und zu erholen. In Bezug auf das Bildungssystem vertreten sie die Auffassung, dass die Schulpflicht sie nicht von jeglicher Arbeit ausschließen darf, sondern dass sie die Möglichkeit haben müssen, die für ihr Leben wichtigen Kenntnisse und Fertigkeiten in Verbindung und Ergänzung zu ihrer Arbeit zu erwerben. Dabei wird deutlich, dass die arbeitenden Kinder selbst bestimmen wollen, welche Rechte auf welche Weise zur Lösung ihrer Probleme beitragen und wie sie selbst damit umgehen können. *Manfred Liebel*

► *Weitere Informationen unter: www.enda.sn*

Milch Dossier

► Die Europäische Union ist der größte Exporteur von Milch und Milchprodukten weltweit. Bislang hält sie an ihrer Doppelstrategie fest, einerseits die heimischen Milcherzeuger durch Marktprotektionismus vor Konkurrenz zu schützen und andererseits die offenen Märkte der Drittweltstaaten als Absatz- und Entlastungsmärkte zu nutzen. Obwohl in allen Regionen der Welt Milchtiere gehalten werden, teilen sich die Milchunternehmen aus nur vier Milchexportländern sämtliche Gewinne aus dem Handel.

Dabei haben Wiederkäuer gerade in den Ländern des Südens eine enorm große Bedeutung. Weil sie für viele Kleinbauern eine große Rolle in der Ernährungssicherung spielen, sind die Auswirkungen der Milchexporte auf die lokalen Märkte so gravierend. Der Import von Milchprodukten aus der EU zu subventionsbedingten Dumping-Preisen stört die lokale Milchwirtschaft und führt zu unabsehbaren Konsequenzen.
Bezug: BUKO Agrarkoordination, Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg. Tel.: 040-392526, e-mail: bukoagrar@aol.com

Saar-Flugschrift

► Die neueste Ausgabe der zweimal jährlich erscheinenden Zeitschrift der Aktion 3.Welt Saar enthält u.a einen Beitrag zu Rassismus in der Kinderliteratur, eine kritische Bilanz der EXPO, Artikel zum neuen saarländischen Polizeigesetz, zur Entschädigung der Zwangsarbeiter und zu einem Staudammprojekt in der Türkei.
Die Flugschrift ist kostenlos erhältlich bei der Aktion 3.Welt Saar, Tel 06872-993056 und e-mail: a3wsaar@t-online.de

Entschuldung gegen AIDS

► Auf einer Pressekonferenz der AIDS-Hilfe, auf der UNAIDS die neuesten globalen Daten und Zahlen vorlegte, forderte Thomas Gebauer, der Geschäftsführer der Frankfurter Hilfsorganisation medico international, eine Kehrtwende in der AIDS-Politik der reichen Industriestaaten. Allein biomedizinische Lösungen reichten nicht aus, es gebe keine technische Lösung für das AIDS-Problem in Afrika. Die Strukturanpassungsprogramme des IWF hätten die Gesundheitssysteme der Staaten vollkommen ausgehöhlt. Deshalb gehöre zur wirksamen Bekämpfung auch eine umfassende Entschuldung der Länder und ein entwicklungspolitisches Herangehen.
Eine vollständige Studie über die Folgen von AIDS ist einzusehen unter: *www.medico.de*
Weitere Infos: medico international, Obermainanlage 7, 60314 Frankfurt/Main, Tel 069-9443829, e-mail: info@medico.de

Antifaschistische Aktionswoche

► Seit Anfang des Jahres wird den gewalttätigen Übergriffen gegen AusländerInnen, jüdische Einrichtungen und (sozial) Schwache der Gesellschaft größere Aufmerksamkeit geschenkt. Gleichzeitig zeigt sich aber auch, dass die Wurzeln rassistischen und rechtsextremen Denkens tief in der deutschen Gesellschaft verankert sind, wie die Debatten um die Leitkultur und um »nützliche« MigrantInnen zeigen. Deshalb ist kaum zu erwarten, dass von oben gepredigte Toleranz und diktierte Zivilcourage Erfolg haben werden. Das Antifaschistische Aktionsbündnis III (A3) ruft daher dazu auf, eigene Veranstaltungen im Rahmen der **Antifaschistischen Aktionswoche vom 24. Januar bis 4. Februar** zu organisieren. Die Aktionen können in Publikationen und auf der Internetseite von A3 veröffentlicht werden.
Weitere Informationen unter Antifaschistisches Aktionsbündnis III (A3), Postfach 580 724, 10415 Berlin, Tel.: 0171-7421922, e-mail: a3.berlin@firemail.de und www.antifawoche.de

Voice-Aufruf

► The Voice Africa Forum hat sich in den letzten Jahren zur größten »herkunftsübergreifenden Selbstorganisation von Flüchtlingen« entwickelt. Voice trägt die Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen mit, organisiert Projekte wie einen internationalen Kongress im letzten Sommer in Jena oder aktuell eine Kampagne gegen die Residenzpflicht. Auch an diversen Grenzcamps, Aktionen von »kein mensch ist illegal« oder bei Protesten an Flughäfen gegen Abschiebungen beteiligt sich die Gruppe. Um diese Arbeit weiterhin leisten zu können, benötigt die Organisation nicht nur aktive, sondern auch finanzielle Unterstützung (Postbank Leipzig, Kto. 231633905, BLZ 86010090).
Weitere Informationen: The Voice Jena, Tel.: 03641-665214.

WTO-Dossiers

► Die Broschüre **Leitplanken für den Welthandel. Die WTO-Kritik von Gewerkschaften, Verbraucherverbänden und Kulturschaffenden** will auf inhaltliche Berührungspunkte der Forderungen der Interessenverbände mit den Positionen der entwicklungspolitischen NGO hinweisen. Das Beispiel von Seattle zeige, dass handelspolitische Reformen eher durch Bündniskonstellationen dieser Akteure zu erreichen seien. Neben der Darstellung von Daten und Fakten zur WTO, sowie zu deren Abkommen werden gleichzeitig soziale, ökologische, verbraucher- und entwicklungspolitische Risiken der Handelsliberalisierung geschildert. Auch Adressen relevanter Organisationen sind enthalten.

Ein zweites Hintergrundpapier macht unter dem Titel **Das Dienstleistungsabkommen der WTO. Der Süden auf dem Abstellgleis?** auf mögliche entwicklungspolitische Risiken und die Notwendigkeit einer umfassenden Risikoabschätzung aufmerksam, die den dieses Jahr gestarteten Verhandlungen über eine Liberalisierung des Dienstleistungshandels vorausgehen müsste. Das WTO-Dienstleistungsabkommen (GATS) hat enorme Auswirkungen auf die nationalen Ökonomien, ohne dass Auseinandersetzungen über seine Folgen stattgefunden hätten.
Beide Broschüren sind für jeweils 5,- DM erhältlich unter Berliner Landesarbeitsgemeinschaft Umwelt und Entwicklung (BLUE 21 e.V.), Gneisenaustr. 2a, 10961 Berlin, Tel.: 030-6946101, e-mail: b21@berlinet.de, Infos unter www.berlinet.de/blue21

Tagungen

► Im Rahmen des 11. Reisepavillions initiiert das Projekt FernWeh – Forum Tourismus & Kritik des iz3w am 19. Januar um 14.00 Uhr eine Podiumsdiskussion zum Thema: **Nachhaltig nachhinkend: Informations- und Bildungsarbeit in den Reiseländern.** Die Entwicklungszusammenarbeit kreiert neuerlich alternative und touristische Angebote, während Initiativen im Süden, die sich konkret gegen die Folgen des Tourismus wenden, kaum unterstützt werden. Auch die Bildungs- und Informationsarbeit als notwendiger Aspekt der Nachhaltigkeit im Tourismus scheint bislang schlicht vergessen worden zu sein.

► Ebenfalls auf dem Reisepavillion veranstaltet FernWeh am Samstag, den 20. Januar um 14 Uhr eine Podiumsdiskussion zum Thema: **Fun forever? Jugend und Fernreisen in die Dritte Welt.** Formen und Motivationsgründe des Ferntourismus für Jugendliche werden unter die Lupe genommen. Es geht um die Schwierigkeit nicht rassistisch zu sein und um Workcamps: Ist besser informiert gleich anders Reisen?
Der Reisepavillon findet in der Stadthalle Heidelberg statt. Weitere Informationen: Projekt FernWeh, Tel.: 0761-7075125, e-mail: fernweh-iz3w@t-online.de, www.iz3w.org/fernweh

► Vom 8. bis 10.2.2001 findet in Bonn die 8. Bundeskonferenz der Nord-Süd-Foren und Kommunen statt. Unter dem Motto **Globalisierung gestalten: Ohne Kommunen?** sollen im Vorfeld der Rio+10-Konferenz Erfahrungen mit der Umsetzung der Agenda 21 auf kommunaler Ebene ausgewertet und Strategien entworfen werden. Erstmals nehmen VertreterInnen aus Afrika, Asien und Lateinamerika sowie von diversen Institutionen (BMZ, GTZ, Carl Duisberg Gesellschaft u.a.) teil. Neben Fragen kommunaler Beteiligung geht es u.a. um »Fairen Handel«, »angepasste Technologien« und die Rolle von NGOs.
Infos und Anmeldung: Zentrum für Kommunale Entwicklungszusammenarbeit, Langer Grabenweg 68, 53175 Bonn. Tel.: 0228-8107-184, e-mail: zke@gsi-bonn

► Das Projekt **Eine Welt in der Schule, Klasse 1–10** lädt LehrerInnen zur Fortbildungstagung vom 22. bis 24. Februar nach Bad Oeynhausen ein. Ziel des Programmes ist es, praxiserprobte Unterrichtsbeispiele zu entwickeln, die Schülerinnen und Schülern Einsicht in die unterschiedlichen Lebensbedingungen der Menschen in der »Einen-Welt« geben. Es finden Arbeitsgruppen zu den Themen **PC-Einsatz im Lernbereich »Eine Welt«** und **Schönheitsideale** statt.
Anmeldung: Projekt »Eine Welt in der Schule«, Uni Bremen FB 12, Postfach 330440, 28334 Bremen, Tel 0421-2182963, e-mail: wbruen@uni-bremen.de

Vorschau: iz3w Nr. 251

Schwerpunkt: (Anti-) Imperialismus

► Mit der Kritik am Vietnam-Krieg wurde ein Begriff wiederbelebt, der am Anfang des Jahrhunderts entwickelt wurde: der Imperialismus. In den folgenden 20 Jahren wurde dessen Gegenstück, der Anti-Imperialismus, für viele Linke und nationale Befreiungsbewegungen zu einem zentralen Bezugspunkt. Mittlerweile ist jedoch kaum noch die Rede davon. Vielmehr stehen nun einerseits Globalisierung und Neoliberalismus und andererseits die internationale Zivilgesellschaft im Mittelpunkt. Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede bestehen zwischen diesen Konzepten, welche Veränderungen liegen dieser Diskursverschiebung zugrunde?

► Vom 12. bis 14. Januar findet die erste Regionalkonferenz 2001 zum Thema **Macht Hunger Satt** in Münster statt. In verschiedenen Arbeitsgruppen und anhand von Praxisbeispielen soll der Problematik der Welternährung auf den Grund gegangen werden. An dieser Konferenz können/sollen Jugendliche ab 14 Jahren teilnehmen. Für Jüngere wird parallel eine kindgerechte Aufbereitung des Themas angeboten.
Anmeldung: Akademie Franz Hitze Haus, Fachbereich 8, Kardinal-von-Galen-Ring 50, 48149 Münster, Tel.: 0251-9818433, e-mail: info@franz-hitze-haus.de

► Vom 31. Januar bis 2. Februar richtet die Evangelische Akademie in Bad Boll die Tagung **Verschwunden in Argentinien – aus und vorbei?** zu Menschenrechten in künftigen deutsch-argentinischen Beziehungen aus.
Anmeldung: Ev. Akademie Bad Boll, Akademieweg 11, 73087 Bad Boll, Tel.: 07164-79269, e-mail: wolfgang.wagner@ev-akademie-boll.de

► Vom 26. bis 28. Januar veranstaltet Dienste in Übersee in Hoisbüttel bei Hamburg ein Seminar zum Thema **Gewalt.** Durch verschiedene Ansätze soll der Umgang mit dem Gewaltphänomen und die Auseinandersetzung mit verschiedenen Konflikt- und Gewaltsituationen erprobt werden.
Anmeldung: dü, Dienste in Übersee, Wulfsdorfer Weg 33, 22949 Amersbek, Tel.: 040-6052559, e-mail: com 113007.1656@compuserve.com

► An Aktive aus dem »Eine-Welt-Bereich«, die mehr Kunst und Kultur in ihre entwicklungspolitische Bildungsarbeit integrieren wollen, richtet sich das Seminar **Kunst & Kultur im Agenda-Prozess.** Die insgesamt sechs Veranstaltungen werden Aspekte der Konzeption, der Finanzierung, der PR-Arbeit und der Veranstaltungsorganisation vermitteln. Beginn des Fortbildungsprogramms ist der 17. Februar.
Ort und Anmeldung: Zentrum für Entwicklungsbezogene Bildung (ZEB), Heiner Rudersdorf, Kniebisstr. 29, 70188 Stuttgart, Tel.: 0711-2851687, e-mail:ZEB.WUE@t-online.de

► Die Arbeit des iz3w wird vom Kirchlichen Entwicklungsdienst der Evangelischen Kirche in Deutschland durch den ABP gefördert.

Impressum

Herausgeberin:

► Aktion Dritte Welt e.V. – informationszentrum 3. welt, Postfach 5328, Kronenstr. 16a (Hinterhaus), D-79020 Freiburg i. Br. Telefon: 0761/74003, Fax: 0761/709866, E-Mail: info@iz3w.org
Bürozeiten: Montag bis Freitag 10 bis 16 Uhr.

Online: www.iz3w.org

Redaktion:

► Martina Backes, Dominik Bloedner, Thomas Cernay, Stephan Günther, Tina Goethe, Monika Hoffmann, Tobias Hübner, Georg Lutz, Bernhard Merk, Jochen Müller, Christian Neven-du Mont, Christine Parsdorfer, Winfried Rust, Steffen Schülein, Andrea Schwendemann, Christian Stock, Jörg Später, Sigrid Weber, Heiko Wegmann, Patrick Ziegenhain.

Vertrieb für den Buchhandel:

► Prolit Verlagsauslieferung GmbH, Siemensstr. 16, Postfach 9, 35463 Fernwald (Annerod), Tel.: 0641/94393-0

Satz und Gestaltung:

► Büro MAGENTA. Freiburg.

Herstellung:

► Druckerei schwarz auf weiß. Freiburg.

Jahresabonnement (8 Ausgaben):

► Inland: DM 60,– (für SchülerInnen, StudentInnen, Wehr- und Zivildienstleistende DM 50,–), Förderabonnement: ab DM 100,–
► Ausland: Europa plus DM 10,– und Übersee plus DM 40,– Porto / Jahr
► Kündigungen bis zum Erhalt des letzten Heftes. Sonst automatische Verlängerung.

Konten (Aktion Dritte Welt e.V.):

► Postbank Karlsruhe
Konto-Nr. 148 239 - 755, BLZ 660 100 75
► Postscheckkonto Basel
Konto-Nr. 40 - 35 899 - 4
► Hypo-Bank Bregenz
Konto-Nr. 10 157 109 117

Spenden:

► Steuerlich abzugsfähige Spenden bitte auf das Konto 148 239 - 755 bei der Postbank Karlsruhe (BLZ 660 100 75), Kontoinhaberin: Aktion Dritte Welt e.V.
Verwendungszweck: Spende Aktion Dritte Welt e.V. Diese Spenden beinhalten kein Abo!

Anzeigenschluss für Ausgabe Nr. 251:

► (Druckfertige Vorlagen) 15.1.2001